Im weiten deutschen Lande
Zieht mancher Strom dahin,
Von allen, die ich kannte,
Liegt einer mir im Sinn:
O Moselstrand,
O selig Land!
Ihr grünen Berge, o Fluß und Thal,
Ich grüß euch von Herzen viel tausendmal!

Sagen und Geschichten

des

Moselthals

von

Karl Hessel.

Kreuznach.
Druck und Verlag von Ferd. Harrach.

Inhalt.

139. Bischofsstein.
140. Münstermaifeld.
141. Die Ehrenburg bei Brodenbach.
142. Die Sternburg oder der Tempelhof bei Löf.
143. Alken und Burg Thurant.
144. Der gewippte Vogt.
145. Die Stiftung zu Lehmen.
146. Nickel Aswaldo.
147. Gondorf und die Familie von der Leyen.
148. Der rote Aermel zu Gondorf.
149. Kobern und seine zwei Burgen.
150. Lutter, der letzte Ritter von Kobern.
151. Das Koberner Wahrzeichen.
152. Hexenprozesse an der Untermosel, besonders in Winningen.
153. Volksfeste zu Winningen.
154. Die Miseräbelchen.
155. Koblenz als römische Stadt.
156. Koblenz als erzbischöfliche Stadt.
157. Die St. Kastorkirche zu Koblenz.
158. Die selige Ritza.
159. Die St. Florinskirche zu Koblenz.
160. Die Moselbrücke.
161. Adelshöfe in Koblenz.
162. Altertümliche Häuser in Koblenz.
163. Koblenz als französische Stadt.
164. Der Korporal Spohn.
165. Zwei Wahrzeichen von Koblenz.
166. Koblenz als preußische Stadt.
167. Berühmte Koblenzer.
168. Göthe in Koblenz.

1. Das rote Haus zu Trier und die Sage von Triers Gründung.

Am Marktplatz zu Trier steht der jetzige Gasthof zum roten Haus, erbaut 1450, an der Stirnseite geziert mit den Bildsäulen der heiligen Apostel Peter, Paul, Philippus und der heiligen Helena. Früher hieß das Haus die Steipe und war das Schöffenhaus. Wo jetzt der Speisesaal ist, war sonst eine offene Halle, die diente den Schöffen, allda des Morgens ihren Frühtrunk und des Abends ihren „Untertrunk" einzunehmen. Es war ihnen dabei ausdrücklich verboten, „sich mit Wein zu überladen, Gott zu lästern und contra bonos mores zu sprechen." Ueber der Hauptthüre steht die stolze Inschrift:

Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis,
Perstet et aeterna pace fruatur. Amen.

Zu deutsch:

Tausend dreihundert Jahr vor Rom schon Trier erbaut war,
Möge es ewig bestehn, Friede genießend. Amen.

Daß der Stadt ein so fabelhaftes Alter zugesprochen wird, hat einfach darin seinen Grund, daß man viele Jahrhunderte lang der merkwürdigen Schrift unbedingt Glauben schenkte: Gesta Trevirorum, d. h. Thaten der Trierer, verfaßt zu Beginn des zehnten Jahrhunderts von den Geistlichen an St. Matheis. Darin steht folgende Erzählung:

Schon zu Abrahams Zeiten lebte im Morgenlande der König Trebeta, ein Sohn des Ninus und Stiefsohn der Semiramis. Seine Stiefmutter faßte eine leidenschaftliche Liebe zu ihm, und da er ihre Anträge zurückwies, wollte sie ihn umbringen lassen; da floh er mit seinen Genossen und irrte lange umher, bis er ins Thal der Mosel

kam und da sich niederließ und eine Stadt baute, die nach ihm Treviris genannt wurde. Nach seinem Tode ward er von Hero, seinem Sohn und Erben, verbrannt und die Leiche auf dem Mons Juranus, einem Hügel östlich von der Stadt, bestattet, wo sein Grab noch zu sehen ist. Soweit die alte Sage, die aber eben Sage ist und nicht Geschichte. Es findet sich allerdings auf dem erwähnten Berg ein aufgeworfener Erdhügel, den man früherhin für das Grab des Trebeta gehalten hat. Eine jüngere Sage erzählt: Als Franz von Sickingen 1522 Trier belagerte, hat er dort oben sein Heer besichtigt und befohlen, jeder Kriegsknecht solle seinen Helm mit Erde füllen und auf einer Stelle ausschütten, damit dadurch ein Denkmal jenes Ereignisses entstünde, darum heißt bis auf den heutigen Tag die Stelle das „Franzeknüppche.“ Bei Nachgrabungen im Jahre 1850 fand man aber den Unterteil eines runden Turmes aus römischer Zeit unter dem Erdhügel verborgen, vielleicht die Reste des Tribunals, also der Richtstätte. Damit stimmt auch der Name Mons Juranus und der spätere deutsche Name Dimelberg.

---

2. Wie das Trierer Land unter Römerherrschaft kam.

Die Trevirer, ein mächtiger Volksstamm auf dem linken Rheinufer, dessen Hauptstadt das heute noch nach ihnen benannte Trier gewesen ist, bezeichneten sich selbst mit Stolz als Germanen. Als Julius Cäsar Gallien eroberte, warf er seine begehrlichen Blicke auch auf das Gebiet der Trevirer. Er tadelte, daß die Trevirer die großen Volksversammlungen der Gallier nicht besuchten und daß sie immerzu Germanen vom rechten Rheinufer zum Einfall in Gallien verlockten. Bei den Trevirern stritten damals Induciomar und sein Schwiegersohn Cingetorix um die Herrschaft. Cingetorix stellte sich auf Seite der Römer und erlangte dadurch deren Unterstützung, Induciomar aber reizte gallische Stämme, die bereits den Römern unterworfen waren, zur Empörung. Der Aufstand ward unter-

drückt und Induciomars Haupt dem Cäsar gebracht. Cäsars Feldherr Labienus schlug die letzten Reste der Aufständischen, Cingetorix aber erhielt die höchste Gewalt im Lande der Treverer, jedoch als ein Untergebener der Römer. Dies geschah 51 Jahre vor Christi Geburt.

3. Trier als römische Stadt.

Ließen die Römer anfangs den Trevirern eine gewisse Selbständigkeit, so war das nur eine Scheinfreiheit, die immer schattenhafter wurde und endlich ganz verschwand; bald war Trier einfach eine römische Stadt. Von nun an entwickelte sich Augusta Trevirorum, so hieß jetzt der Ort, zu immer größerer Bedeutung: je wichtiger die Rheingrenze schien, desto nötiger war es, in deren Nähe einen großen Waffenplatz zu haben, desto nötiger auch, daß die Kaiser selbst sich dort aufhielten. Posthumus und Tetricus waren die ersten Kaiser, die in Trier weilten, Maximian, der Mitkaiser Diokletians, machte es im Jahr 287 völlig zur Residenz. Später ward zum dritten Mitkaiser Konstantius Chlorus erhoben, der gleichfalls in Trier wohnte. Sein Sohn war Konstantin, der sich in Neumagen unterhalb Trier einen prächtigen Palast erbaute und bekanntlich das Christentum als Staatsreligion anerkannte. Auch er hatte Trier zur Residenz, nach ihm Konstans und vor allem Valentinian I., seine Söhne Gratian und Valentinian II., zuletzt Maximus. In diesem Zeitraum sind aus Trier 107 kaiserliche Gesetze für das ganze Reich ergangen, von Rom aus dagegen nur 56. In diesem Zeitraum baute man denn auch in Trier zahlreiche Gebäude für den Hof, Wohnungen für Beamte, Befestigungen, Theater, Bäder, Tempel und dgl. Das ganze große Reich war in vier Präfekturen geteilt worden und Trier die Hauptstadt der einen, welche Gallien, Spanien, Britannien und Nordafrika in sich befaßte. Die Stadt war etwa doppelt so groß als das heutige Trier, die Festungsmauer zog sich die Hügel hinan und hatte vier Thore, darunter die mächtige Porta Nigra im Norden,

die noch steht. Die Moselbrücke war nicht, wie jetzt, am südlichen Ende der Stadt, sondern in deren Mitte. Wo die Maximinabtei liegt, erhob sich ein Apollotempel. Unweit der Moselbrücke ragten die großartigen Bäder, in deren Nähe der von Valentinian I. errichtete Triumphbogen. Unter den öffentlichen Gebäuden stach vor allem ins Auge die hundert Fuß hohe gewaltige Markt- und Gerichtsbasilika, die später den fränkischen Königen zum Palast diente und vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen seit 1856 zum Gottesdienst für die Evangelischen in Trier hergerichtet ist. Dann der Palast der Kaiserin Helena, der kaiserliche Residenzpalast, das Amphitheater mit seinen Eingangstürmen, außerdem die Münze, Werkstätten, Bibliotheken, Paläste der Vornehmen, von denen die Reste des Palastes des Tribunen Pilonius Victorinus im Jahr 1859 aufgedeckt worden sind. Vor den Thoren erstreckten sich weithin die Gräber mit teilweise bedeutsamen und reichgeschmückten Denkmälern. Leider haben nicht bloß die vielen Belagerungen und Zerstörungen unter den römischen Bauten der Stadt gewaltig aufgeräumt, sondern auch die Nichtachtung der christlichen Jahrhunderte, wo teils sorglos, teils absichtlich die Werkstücke der Römerbauten zu Privatbauten benutzt wurden. Vollends mißachtet wurden die Bildsäulen aus der heidnischen Zeit. So stand eine überlebensgroße marmorne Venus das ganze Mittelalter hindurch neben St. Matheis, und eine Inschrift dabei besagte:

„Wollt ihr wissen, was ich bin?
Ich bin gewesen eine Abgottin.
Da Sankt Eucharius zu Trier kam,
Er mich zerbrach, meine Ehr abnahm.
Ich war geehrt als ein Gott,
Jetzt stehen ich hie der Welt zu Spott."

Die frommen Pilger haben es nun für verdienstlich gehalten, mit Steinen nach der Abgottin zu werfen, so daß von derselben jetzt nur noch der Rumpf da ist, der in der Haltung ganz an die berühmte Venus von Milo erinnert. Die Figur steht jetzt im Museum. Die alten Tempel wurden Kirchen, aber die ältesten Kirchen wurden aus Wohnhäusern zurecht gemacht, vor allem der Dom aus der großen Halle des Palastes der Kaiserin Helena. Im

Mittelbau des Domes ist der römische Kern noch sehr wohl zu erkennen. Noch erhalten sind teils vollständig, teils in Trümmern: die Porta nigra, die Basilika, die Moselbrücke, das Amphitheater, die Kaiserpaläste, die öffentlichen Bäder. Der Dichter Ausonius sang um das Jahr 370 folgendes zum Lobe von Trier:

„Längst schon soll ich es preisen, das waffengewaltige
Gallien,
Mit seinem Kaisersitze, mit Trier: dem Rheine benachbart
Liegt es und ruht doch sicher, wie mitten im Schoße des
Friedens,
Denn es ernähret und kleidet und waffnet die Heere des
Reiches.
Weithin ziehen die Hügel hinan die gewaltigen Mauern,
Aber im breitem Strom treibt sanft vorüber die Mosel,
Fernher bringend die Waren der alles erzeugenden Erde."

---

4. Das Amphitheater zu Trier.

Links an dem Wege, der nach Olewig führt, noch im Bering des altrömischen Triers, liegen die kümmerlichen Reste des Amphitheaters. Man glaubt in einem eirunden Felsenthal zu sein. In der Mitte ist die Arena oder Kampfplatz, wo wilde Tiere untereinander oder mit Menschen kämpften oder auch die Gladiatoren einander umbringen mußten, ein Ort, wo auch viel Christenblut geflossen sein mag. Die Sitze sind nicht mehr vorhanden, nur die gewölbten Mauermassen, auf denen sie einst geruht hatten, samt allerlei Nischen, Käfigen wilder Bestien, Portalen, Verbindungsgängen und Kanälen. Man hat berechnet, daß wohl 20000 Zuschauer Sitzplätze haben konnten. Inschriften, die hier ausgegraben sind, beweisen, daß schon zu Zeiten Trajans, also um 110 nach Chr. Geburt, dieser Bau gestanden hat. Der Erzbischof Johann erlaubte im Jahre 1211 den Mönchen von Himmerode, zum Bau eines Hauses in Trier aus dem Amphitheater sich Steine zu holen, und seit man einmal begonnen hatte, den mächtigen Bau als Steinbruch zu benutzen, hat man bis vor hundert

Jahren ruhig damit fortgefahren, jetzt aber wird alles sorgsam erhalten. Im Volksmunde heißt das Ganze der Kaskeller.

---

5. Zwei Sagen vom Kaskeller.

1. Im Kaskeller ist ein goldenes Kalb, das von einem Drachen gehütet wird: eine schöne, weißgekleidete Jungfrau sitzt auf dem Rande eines Brunnens und wartet auf ihre Erlösung, die ihr dann zu teil wird, wenn sie von einem Sterblichen in diesen Brunnen gestürzt wird. Der Lohn des glücklichen Erlösers werden alle Schätze sein, die sich im Kaskeller befinden. Der Name der verzauberten Jungfrau ist Katholdis.

2. Der Mann, der den Kaskeller gebaut hat, hieß Katholdus, er sollte gleichzeitig die Wasserleitung vom Ruwerbache bis in das Amphitheater, den jetzigen Kaskeller, anlegen. Sein Sklave machte sich anheischig, während der Herr den Kaskeller baue, wolle er die Wasserleitung herstellen und verwettete seinen Kopf, daß er früher damit zu stande käme, als der Herr mit seinem Bau. Da verwettete der Meister auch seinen Kopf, daß er eher das Theater fertig haben werde. Der Sklave war wirklich früher mit seinem Werke fertig, aber die Wasserleitung wollte nicht fließen, weil der Herr mit unbekannten Tücken dem ein Hindernis bereitet hatte. Und so zog er das so lange hin, bis auch das Theater so weit war, daß es andern Tages eröffnet werden sollte. Der Sklave aber besaß die Liebe der Gemahlin des Baumeisters, diese versteckte ihn im Schlafgemach und schmeichelte ihrem Mann so lange, bis er das Geheimnis ihr verriet, weshalb die Wasserleitung nicht flösse. Da schlich sich der Sklave unbemerkt davon und entfernte das Hemmnis. Wie nun andern Tags der Baumeister merkte, daß er von seiner eigenen Gattin sei verraten worden, da führte er sie auf die höchste Spitze des Amphitheaters und stürzte sich mit ihr hinab, also daß sie beide ihren Tod fanden. Der Bau wurde benannt Katholdi Solium, d. h. Thron des Katholdus.

6. Sagen von der römischen Wasserleitung.

Durch die ganze Eifel hin, von Trier bis Köln, laufen noch jetzt auf weite Wegstrecken hin römische Wasserleitungen. Sie waren bestimmt, von starken Bergquellen her das Wasser an die römischen Landhäuser und Ansiedlungen heranzubringen, wo man sein bedurfte zu Bädern und wirtschaftlichen Zwecken. An manchen Stellen sind die rund gewölbten Kanäle völlig ausgefüllt durch Kalksinter, der sich da abgelagert hat und zu Stein erhärtet ist. Vielerorten hat man diesen Sinter herausgenommen und daraus prächtige Rundsäulen gewonnen, die man nur zu polieren brauchte, dann konnte man sie zu höchster Pracht in Kirchen aufstellen. Solche Kalksintersäulen tragen z. B. die Orgelempore der Koblenzer Liebfrauenkirche und sind dahin entführt aus dem Chore der Laacher Abteikirche. Im Mittelalter hat man diese Wasserleitungen als besonders merkwürdige Werke angestaunt und hat sie für eine einzige Leitung gehalten, die von Trier nach Köln gegangen sei. Die Römer, sagte man, wären so üppig gewesen, daß sie in diesem Kanal den Moselwein hätten von Trier nach Köln laufen lassen, zum Gebrauche in dortiger Kolonie, die selbst keines Weinwuchses sich berühmte. Späterhin sagte man, die Teufelskalle, wie man jene Kanäle nannte, hinge mit dem Kölner Dombau zusammen. Denn mit dem Dombaumeister habe ein anderer gewettet, er wolle eher einen Kanal von Trier nach Köln bauen, ehe jener seinen Dom vollenden könne. Dieser andere aber war der Teufel selbst. Und wie der Domchor fertig war, da sah der arme Baumeister auf einmal den Kanal, und drei Enten kamen auf ihm geschwommen, und der Kanal endete mitten im Dom. Da stürzte er sich in Verzweiflung oben vom Dach herab, sein Werk jedoch blieb unvollendet. Wie nun aber alle wirklichen Sagen einen geschichtlichen Kern haben, so auch hier, denn man hat vor wenigen Jahren bei einer Nachgrabung gefunden, daß eine römische Wasserleitung tief unter dem Fußboden des Domes hergeht und im südlichen Querschiff noch heute deren Wölbung vorhanden ist.

7. Die Kultur des Mosellandes zur Römerzeit.

Der römische Dichter Ausonius, geboren zu Bordeaux, war als Erzieher des spätern Kaisers Gratian von dessen Vater, dem Kaiser Valentinian, nach Trier, der damaligen kaiserlichen Residenz, berufen worden. Im Jahr 370 nach Christi Geburt hat er sein berühmtes Mosellied gedichtet, genannt Mosella. Er schildert darin zuerst seine Reise von Bingen über den Hunsrück nach Neumagen zur Burg des Konstantin. Wie er die Mosel schaut, stimmt er alsbald ihr begeistertes Lob an, grüßt ihr klares, durchsichtiges Wasser, schildert die Moselfische, beschreibt den Weinbau an der Mosel, die Schifferspiele, den Fischfang, die Landhäuser und Dörfer, die Nebenflüsse der Mosel, die Bewohner des Mosellandes, zuletzt die Vereinigung der Mosel mit dem Rheine, alles schwungvoll und in glänzender Sprache. Wie reich die Moselufer damals bebaut gewesen sein müssen, zeigt z. B. folgende Schilderung der Villen:

„Die dort ruht auf dem Damm an des Ufers äußerstem Vorsprung,
Abseits jene und doch an dem Strom, in der lieblichen Buchtung,
Eine dort hoch auf dem Hügel, der dicht an die Mosel herantritt,
Wer dort wohnt, sieht weit über fruchtbare Auen und Wälder —
Selige Schau, er denkt, das alles sei ihm zu eigen! —
Wer kann zählen die Häuser, an saftigen Wiesen gelegen,
Wer wohl alle die Dächer, gestützt auf Wälder von Säulen?
Oder die Bäder, die dicht an dem Ufersaume gegründet,
Unaufhörlich den Rauch entsenden aus festen Gewölben,
Wo in das heiße Gemach der Feuergott brennenden Atem
Aushaucht, daß in gewaltiger Glut sich ballen die Dämpfe!
Manchen sah ich, der hatte genug des vergossenen Schweißes,
Dem war leid sein Badegemach und der eisige Kühlraum,
Schwamm drum lustig hinaus in die Flut, ihre Wellen zerteilend,
Labte sich an dem erquickenden Bad in der offenen Mosel!“

Wir haben uns die Römerkultur im Moselthal so zu denken, daß die Römer, die sich dort ansiedelten, durchaus als Herren sich anbauten, nicht als Kolonisten, die der

Kampf ums Dasein in die Ferne getrieben hatte; es waren Offiziere, höhere Beamte, unternehmende Reiche, Gutsbesitzer, an hohe Kultur und alle Behaglichkeit des Lebens gewöhnt. Deshalb bauten sie sofort Villen mit Badeeinrichtung und Mosaikböden, mit Wasserleitungen und ausgedehnten Wirtschaftsräumen, eingerichtet auf einen großen Sklavenhaushalt oder doch auf Scharen höriger Eingeborener, denen sie von Anfang an Achtung und Furcht einflößen mußten, sollte ihre Herrschaft Bestand haben. Darum sind auch die ausgegrabenen Reste aus der Römerzeit in der Eifel und im Moselthale überall von einer Großartigkeit und einem Luxus, der durch die jetzigen Ansiedlungen nicht entfernt erreicht wird.

---

8. Arimaspes und Eptes.

Die Gesta Trevirorum erzählen aus der Zeit des römischen Triers folgende Sage: Arimaspes war ein Senator und Richter in Rom, hatte dann aber, um seinen Lebensabend in Ruhe zu genießen, seine Aemter niedergelegt und war nach Trier gezogen. Er hatte aber in Rom unter andern Richtersprüchen, die er gefällt, auch einen Räuber namens Eptes verurteilt und zwar zu lebenslänglicher Kerkerhaft, weil Eptes zu dem Raub auch noch Mord und Brandstiftung gefügt hatte. Es geschah aber, daß Eptes aus dem Kerker entfloh und nach ruhelosem Umirren schließlich nach Trier kam. Hier atmete er endlich auf, denn hier glaubte er unerkannt und unangefochten leben zu können. Doch gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der Moselstadt begegnet er dem Arimaspes, seinem Richter. Da erfassen Rachegedanken seine Seele. In einer der folgenden Nächte wird Arimaspes durch Hilferufe geweckt, die ihm aus dem Munde seiner eigenen Kinder zu kommen scheinen. Und da er, mit einem Schwerte bewaffnet, hinausstürzt, wird er vor der Thür des Schlafgemachs erstochen, und ehe er sein Leben aushaucht, schallen ihm die Worte ins Ohr: Ich bin es, Eptes, der dich erschlagen hat,

und all deine Kinder habe ich auch ums Leben gebracht. Sprachs und verschwand. Arimaspes aber hatte noch soviel Kraft, seinen Dienern anzuempfehlen, man möge ihm im Marsthor sein Grab zurüsten. Und in der Porta nigra ist er denn auch begraben worden.

---

9. Legende von der Einführung des Christentums in Trier.

Im Jahre 54 schickte der Apostel Petrus drei seiner Schüler, Eucharius, Valerius und Maternus nach Gallien, dort das Evangelium zu predigen. Im Elsaß starb Maternus, und die Gefährten reisten nach Rom zurück, allda zu hören, was sie weiter thun sollten. Der heilige Peter gab ihnen seinen Stab, damit sollten sie den Toten wieder erwecken. Das geschah auch, wiewohl Maternus schon 40 Tage im Grabe gelegen war. Nun kamen alle drei nach Trier. Sie sollten gesteinigt werden, aber die Arme, welche die Steine schon zum Wurf erhoben hatten, wurden gelähmt und erst auf des Eucharius Gebet wieder heil. Da ließen sich Tausende taufen. Eine Witwe, namens Albana, machte ihr Haus zur ersten Kirche. Eucharius wirkte 23 Jahre lang als erster Bischof von Trier, ihm folgte Valerius und diesem Maternus. Die Euchariuskirche wurde seit dem 12. Jahrhundert Mathiaskirche (Matheis) genannt, seit daselbst die Gebeine des Apostels Mathias niedergelegt worden waren.

Der Stab des heiligen Petrus aber blieb in Trier, und man sagt, daß die Päpste nach Vergabung jenes Hirtenstabes keinen Krummstab mehr tragen, nur wenn sie nach Trier kommen, tragen sie den Petristab. Als die Hunnen Trier bedrohten, ward der Stab nach Metz geflüchtet, bis Erzbischof Egbert wenigstens die Hälfte wieder für Trier rettete, die andere Hälfte kam nach Köln. Egbert gab dem Stab eine kostbare Hülse aus Gold, verziert mit Edelsteinen, Perlen, Inschriften, Rankenwerk und Bildnissen heiliger Bischöfe. Als der Trierer Domschatz zur

Franzosenzeit nach Ehrenbreitstein geflüchtet ward, kam das Kleinod in den Besitz der Nassauer Fürsten und durch diese später nach Limburg, wo es noch jetzt im Domschatz verwahrt wird.

10. Glaubenseifer der ersten Christen zu Trier.

Mag auch die Einführung des Christentums in Trier ins Dunkel ungewisser Ueberlieferung sich verlieren: soviel ist gewiß, daß, solange Trier Residenz der Kaiser gewesen ist, es auch einer der wichtigsten Mittelpunkte der christlichen Welt war. So weilte der heilige Hieronymus, einer der größten Gelehrten des 4. Jahrhunderts, der Uebersetzer der Bibel, Studien halber in Trier; Athanasius lebte hier jahrelang als Verbannter; der heilige Ambrosius von Mailand ist zweimal in wichtigen Staatsgeschäften an den kaiserlichen Hof nach Trier gekommen, Martin von Tours, später der berühmteste und volkstümlichste Heilige der germanischen Welt, hat wiederholt den Kaiser zu Trier aufgesucht, um für Unglückliche zu flehen.

Wie früh schon das Christentum zu Trier tiefe Wurzeln geschlagen, das bezeugt der heilige Augustinus, der berühmte Kirchenvater. Ehe sich Augustin taufen ließ, hatte er viele Seelenkämpfe darob zu bestehen. Den Ausschlag gab vor allem eine Erzählung seines Freundes Pontitian, welcher dem damals 32jährigen Augustinus erzählte, er habe sich einst mit dem Kaiser im Amphitheater zu Trier befunden, um der nachmittägigen Spiele willen. Diese habe er dann mit drei Freunden verlassen, um in den der Stadt nahen Gärten zu lustwandeln, wo sie sich zu zwei Paaren auf ihrem Spaziergang getrennt hätten; die beiden andern seien auf eine Einsiedlerhütte gestoßen, und dort hätten sie ein Buch gefunden und darin die Lebensgeschichte des Einsiedlers Antonius gelesen. Einer der beiden wurde davon so ergriffen, daß er im Innersten verwandelt wurde und dem Freunde sagte, er habe sich soeben entschlossen, ganz Gott zu dienen, und zwar von dieser Stunde ab. Der andere pries diesen Entschluß und wollte dasselbe thun. Das

zweite Freundespaar suchte lange Zeit, fand sie endlich gegen Abend und vernahm staunend, was sich begeben. Sie wünschten ihren Freunden alles Heil und empfahlen sich ihren Gebeten, gingen aber zu ihrem alten Stande zurück — alle vier waren hochgestellte Provinzialbeamte. Jene zwei blieben für immer Einsiedler. Sie hatten jeder eine Braut, die sich nun auch beide Gott verlobten. — Diese Erzählung steht im achten Buche der Bekenntnisse des heiligen Augustin.

---

11. Die heilige Helena.

Konstantius, ein römischer Hauptmann, erkor sich zur Gattin Helena, die nach der Angabe des heiligen Ambrosius bis dahin ein Wirtsmädchen gewesen war. Als Konstantius zu hohen Würden kam und endlich sogar Mitregent des Kaisers Diokletian ward, verstieß er seine Gemahlin und nahm des Maximinus Tochter Theodora zum Weibe. Aber als nach seinem Tode sein Sohn Konstantin Kaiser wurde, berief dieser seine Mutter Helena sofort zu sich nach Trier und gab ihr einen prächtigen Palast zur Wohnung. Sie war inzwischen Christin geworden und widmete sich von nun ab ganz den Werken christlicher Frömmigkeit. Sie wallfahrtete noch in hohem Alter gen Jerusalem, fand dort das heilige Kreuz und baute die Grabeskirche. Sie schenkte der Kirche zu Trier einen ganzen Schrein voll Reliquien. Sie wurde, ebenso wie ihr Sohn, später heilig gesprochen, zu Trier aber erzählt man sich, sie sei eine geborene Triererin gewesen, von armen Eltern, sei dann Kellnerin im Krämeramtshaus zu Trier geworden, und ihre Heiligkeit habe schon vormals sich in mancher Art Wunder erwiesen; z. B. habe man zu einem Gastmahl einst nur wenige kleine Fische bekommen können, aber Helena habe zum Gottvertrauen ermahnt, und siehe da, auf der Tafel seien lauter große Fische in überreicher Zahl gewesen. Als der Kaiser Konstantius zu Trier eingezogen sei, habe ihn die Anmut der Helena so bezaubert, daß er die Jungfrau, die damals erst achtzehn Jahre zählte, zur Kaiserin erhoben habe.

---

12. Die Porta nigra oder das Römerthor zu Trier.

Von Norden her bildet den Eingang in die Stadt Trier das gewaltige Römerthor, genannt die Porta nigra, d. h. die schwarze Pforte. Die schwärzlichen, gewaltigen Sandstein-Quadern, aus denen der etwa 30 Meter hohe und 63 Meter lange Bau besteht, sind ohne Mörtel aneinandergefügt, nur mit Eisenklammern gehalten. Das Thor rührt aus der spätrömischen Zeit her, wie bei Ausgrabungen im Jahre 1895 dadurch bewiesen worden ist, daß man unter den Fundamenten römische Grabstätten aus dem ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung gefunden hat. Eine alte Chronik schildert nach den Gesta Trevirorum das Gebäude folgendermaßen: „Und zu den ersten bildeten sie us großen Quadersteinen ein Port mit starken Türmen wunderlich groß und köstlich, die nannten sie Porta nigra, welche Steine nicht mit Mörtel oder Spise, sondern mit isern Klammern und Blei zusammen gegossen und gefügt, welches sich auf den heutigen Tag klärlich erzeiget, und nenneten diese Port auch Porta Martis, und wann sie kriegen wollten, zogen sie zu der Porten hinaus, und wann sie den Krieg verloren, kamen sie betrübt wieder da hinein, und darum nannten sie die schwarz Port um des Betrübnis willen, und wird itzt genannt Sankt Simeonesport." Wenn aber der Krieg siegreich war, heißt es weiter, alsdann zogen sie zum Südthor herein, und dasselbe hieß darum die Porta alba, die weiße Port. Im Mittelalter hat man aus dem schwarzen Thor eine Doppelkirche gemacht und dem heiligen Simeon geweiht. Napoleon befahl, von dem Riesenbau alle späteren Zuthaten zu entfernen, das ist denn zum Teil sofort, zum Teil erst unter preußischer Herrschaft geschehen, so daß 1817 der damalige Kronprinz als der erste durch das wieder eröffnete Römerthor gezogen ist.

---

13. Der heilige Einsiedler Simeon.

Es wird erzählt, daß der Erzbischof Poppo auf seiner Wallfahrt ins heilige Land sich eines Einsiedlers vom Berge

Sinai, namens Simeon, zum Führer bediente. Dieser war nämlich Almosen halber ins Abendland gereist gewesen und kam auch mit Poppo wieder nach Trier zurück.

Dort suchte er sich einen Winkel im alten Römerthore zur Wohnung aus. Poppo schloß ihn auf seinen Wunsch daselbst ein und ließ ihm Nahrung mittels eines Korbes zugehen. Da lebte dann Simeon noch sieben Jahre, oftmalen vom Teufel versucht, er möge sein hartes Büßerleben aufgeben. Eines Pfingsttages ist der Korb Brod unberührt, man eilt hinauf und findet den frommen Mann sprachlos und sterbend. Das war Anno 1035. Sein Freund und Gönner, der Abt Eberwein von Trier, hat auf Poppos Befehl Simeons auferbauliches Leben beschrieben, um den Papst zu vermögen ihn heilig zu sprechen. Das ist denn auch geschehen und die Büßerwohnung zu einer Doppelkirche umgebaut worden. Hier und da sind auch die Spuren dieser romanischen Kirche, sowie späterer Zieraten noch zu erkennen.

---

14. Die Teufelskirche zu Trier.

Ueber den Ursprung der Simeonskirche, d. h. der Porta nigra, geht in Trier folgende Sage um: Als der Rat von Trier eines Tages darüber nachsann, wie und wo er eine neue Kirche errichten könne, meldete sich ein kräftiger und trutziger Gesell, der nur etwas hinkte; selbiger hatte einen wunderbaren Riß gezeichnet, den legte er vor und versprach bis zum Weihnachtsfest die Kirche zu bauen und als Thüren die zwei Thorflügel des Kapitols aus Rom herbeizuschaffen, und begehrte als einzigen Baulohn nur den, daß der erste, welcher in der neuen Kirche das Knie beugen werde, mit Leib und Seel ihm verfallen solle. Da merkten die Ratsherrn, wer es wäre, der den Plan vorgelegt, aber was er sich erboten hatte auszuführen, war so verlockend, daß sie schließlich doch zustimmten. Weihnachten nahte, und der Wunderbau war nahezu fertig. Nur noch eins hatte der Baumeister zu thun: die Kapitolsthore

zu holen. Wie ein Sturmwind sauste er gen Rom, packte nachts die eisernen Thürflügel und schwebte damit durch die Lüfte. Und wie er sich auf dem Gipfel der Alpen etwas ausruhte, da trat ihm eine wunderbare Jungfrau entgegen, die fragte ihn so vieles, und er antwortete so lange auf alles, bis auf einmal die Jungfrau sagte: Nun troll dich deiner Wege, es wird wohl schon zu spät sein! Und weiter gings wie ein Sturmwind nach Trier, aber da hörte er schon durch die offenen Thüren aus der Kirche die Weihnachtslieder schallen, und der Priester machte eben das heilige Kreuz nnd segnete die Gemeinde. Wie das der Teufel sah und hörte, da schmiß er in Wut die Thorflügel auf das Kirchendach, daß die Balken splitterten und die Gewölbe sprangen, und seitdem ist eine Oeffnung im Kirchendach, die keine Erdengewalt zu schließen vermag. Die Kirche aber nannte man die Teufelskirche.

15. Die Moselbrücke zu Trier.

Die Moselbrücke ist in ihrem Pfeilerbau noch die ursprüngliche Römeranlage. Es sind sieben mächtige Pfeiler da, aufgebaut aus riesigen Granitquadern und aus Basaltlavablöcken, die den Steinbrüchen beim Laachersee entstammen. Alle Blöcke sind ohne Mörtel aufeinandergesetzt, nur durch verborgene Eisenklammern verbunden, das Mauerwerk ruht auf Pfahlrosten aus rohen Eichenstämmen. Die Brücke war mit mancherlei Bilderwerk geziert, die 1804 im Flußbett gefundenen Skulpturen, Herkules, Tritonen und Seeungeheuer darstellend, sind vielleicht Teile des bildnerischen Schmuckes der Bänke gewesen. Das Moselufer war zur römischen Zeit jedenfalls sehr belebt, es wimmelte von Schiffen und Fuhrwerken, das Moselthor, Porta inclyta, d. h. Prachtthor genannt, war mit Glasmosaik geschmückt und trug des Abends ein Leuchtfeuer zur Erhellung des Hafens. Die Gesta Trevirorum erzählen auch von einem Merkurtempel, worin ein eisernes Merkurbild frei schwebend in der Luft gehangen habe, indem

Magnete von unten und von oben her das Bild gleich stark angezogen hätten. An der Mosel lagen auch mächtige Getreidemagazine, horrea genannt, und wir wissen, daß eins davon in das noch stehende Irminenkloster umgebaut worden ist. Im Jahre 1689 haben die Franzosen die Bogen der Römerbrücke und einen der römischen Pfeiler gesprengt, aber 27 Jahre später hat der Kurfürst Franz Ludwig sie wiederhergestellt. Freilich stechen die modernen Bogen mit ihrem Ziegelmauerwerk ärmlich genug gegen die gewaltigen Pfeiler aus der Römerzeit ab.

16. St. Maximin und St. Paulin.

Vor dem Römerthore, unweit des Bahnhofs, erhebt sich die lange Jahrhunderte hindurch berühmteste und mächtigste Abtei des ganzen Mosellandes, St. Maximin, jetzt eine Kaserne. Die Abtei leitete ihren überreichen Güterbesitz im Moselthal hauptsächlich aus Schenkungen des Königs Dagobert her. Maximinus war um das Jahr 330 Bischof zu Trier, zu der Zeit, als die Lehre des Arius vom Kaiser zu Konstantinopel als richtig anerkannt war und des Arius Gegner, der heilige Athanasius, nach Trier verbannt worden war. Zwischen beiden Männern knüpfte sich ein inniges Freundschaftsband. In hohem Alter wurde Maximin mit wichtigen Sendungen vom Kaiser betraut und starb in seiner Heimat Aquitanien im Jahre 349. Nachdem sein Leichnam in der Johanneskirche beigesetzt war, erhielt diese den Namen St. Maximin.

Unweit der Abtei Maximin liegt St. Paulin: ursprünglich eine der ältesten Kirchen Triers, ist sie wiederholt zerstört, zuletzt aber von 1734 ab im Rokokostile überaus prächtig wieder aufgebaut worden. Der heilige Paulinus war des Maximin Nachfolger auf dem Bischofsstuhle zu Trier. Auch er war in den kirchlichen Zwist zwischen Arius und Athanasius verwickelt worden. Die Lehre des Arius schien endgültig triumphiren zu wollen, und weil Paulinus sich ihr nicht fügen wollte, so schickte der Kaiser

ihn nach Kleinasinen in die Verbannung, wo er auch gestorben ist. Später wurden seine Gebeine nach Trier gebracht und in dem seitdem Paulinuskirche genannten Gotteshause beigesetzt. Sein Sarg soll an Ketten in der Gruft aufgehängt worden sein. In der That fand man bei der Oeffnung des Grabes 1883, daß in dem Steinsarg eine Lade aus Zipressenholz eingeschlossen war, mit goldenen und silbernen Zieraten aus dem 4. Jahrhundert, sowie mit eisernen Haken und Ringen an den vier Ecken.

17. Das Ende des römischen Triers.

Zur Zeit der Völkerwanderung drangen die germanischen Stämme der Alemannen und Franken über den Rhein und vernichteten die Römerherrschaft in Gallien. Ihre ersten Anstürme galten der Hauptstadt an der Mosel, Trier. Ein frommer Augenzeuge, Salvianus, jammert, daß nach drei Zerstörungen die übrig gebliebenen Einwohner hauptsächlich darüber klagten, daß jetzt die Zirkusspiele und Theater zu Ende seien. „Spiele also verlangt ihr Trierer?" so klagt er, „verheert, zusammengehauen, nach der Niedermetzelung, nach der Gefangenschaft, nach den vielen Verwüstungen eurer Stadt? Wo sollen sie gehalten werden? Ueber Brandstätten und über Aschenhaufen? Ueber den Gebeinen und dem Blut der Erschlagenen? Denn wo ist ein Ort frei von all diesen Schauern? Wo liegen nicht Leichen? Die Stadt ist geschwärzt von der Feuersbrunst, und du bist fröhlich? Weil dich drei Zerstörungen nicht gebessert haben, darum hast du verdient, in der vierten vernichtet zu werden."

Und die vierte kam wirklich, durch Attila, sogar die fünfte, durch die Franken. Diese Sieger nahmen endgültig ganz Gallien in Besitz, die Könige behielten die schönsten Güter und Höfe, andere verteilten sie an ihre Krieger. So wurden Königspfalzen der Palast in Trier, Pfalzel, Andernach, Boppard u. s. w. Das Land ward in Gaue geteilt und Grafen darüber gesetzt, es gab nun z. B. einen Moselgau, Saargau, Nahegau, Triergau.

18. Moselreise des Frankenkönigs Siegebert, 570 n. Chr.

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts hatten die Franken den Schwerpunkt ihrer Herrschaft auf das linke Rheinufer verlegt und ihr Reich in mehrere Königsherrschaften geteilt. Der östliche Teil des Frankenreichs hieß Austrasien, dessen Hauptstadt war Mettis oder Metz, dort herrschte um 570 Siegebert, seine Gemahlin war Brunhilde. Er hatte auch in Andernach einen Königshof, und wie er einmal zu Schiffe von Metz nach Andernach gereist ist, begleitete ihn der gefeierte christliche Dichter Fortunatus. Dieser hat in wohlklingenden lateinischen Versen diese Moselfahrt beschrieben. Er traf die Fürsten in Metz, dort bestiegen sie einen Kahn, der sie nicht ohne Fährlichkeit an den Mündungen der Orne, Sauer und Saar vorüber nach Trier trug. Da treten sie ins enge Moselthal ein, das aber freundlich wird durch den überall hier herrschenden Weinbau. Gerade diese Schilderung mutet uns ganz modern an. Es heißt daselbst so:

„Seht, wie die steile Wand zu dem höchsten Gipfel hinanklimmt,
Bis zu den Sternen zu gehn scheint sie uns, schauerlich wild.
Aber nicht nutzlos ist das steinige Schiefergebröckel,
Bringt es doch üppige Frucht, trieft doch der Felsen von Wein.
Sichtbar durch Marken begrenzt, zieht aufwärts Weinberg an Weinberg,
Sorgsam in Zeilen gepflanzt, bis zu der Stirne des Bergs:
Zwischen dem starrenden Fels des Winzers liebliche Pflanzung,
Rötlicher Trauben Pracht zwischen dem grauen Gestein.
Und wo die Honigfrüchte dem trockenen Felsen entsprießen,
Wo in dem Schiefergeröll lachende Trauben gedeihn,
Wo der rankende Wein an den kahlen Bergen hinanklimmt,
Und sein schattendes Laub trockene Halden umzieht,
Schneidet die farbigen Beeren in fröhlicher Ernte der Winzer,
Liest sie, während er hängt hoch an dem hängenden Fels.
Augenweide mir gabst du genug und Weide den Lippen,
Da ich dich schaute vom Kahn, liebliches Moselgefild!"

Die sichtbare Abgrenzung der Weinberge von einander durch Marken blieb das Mittelalter hindurch in Uebung, in Urkunden wenigstens werden die einzelnen Weinbergsparzellen stets Picturen genannt, zu deutsch Bemalung.

19. Adalbero und Poppo.

Um das Jahr 1000 lebte Siegfried, Graf von Ardennen, Herr von Luxemburg und Besitzer vieler Orte an der Mosel. Seine Tochter Kunigunde wurde die in der Geschichte wohlbekannte fromme Gemahlin Kaiser Heinrich II. des Heiligen, ein Sohn Heinrich ward Herzog der Baiern, ein zweiter, Theodorich, Bischof von Metz, und ein dritter, Adalbero, 1008 Erzbischof von Trier. Doch des Kaisers Grimm entbrannte wider all seine Schwäger: Heinrich, der Baierherzog, wurde abgesetzt, Theodorich in Metz belagert, jedoch vergeblich, und den Adalbero setzte er auch ab und gab ihm den kaiserlichen Geheimschreiber Megingaud zum Nachfolger. Monatelang lag das kaiserliche Heer vor Trier, die Umgebung ward arg verwüstet, aber unverrichteter Dinge mußte der Kaiser abziehen. Da wählte Heinrich den Poppo, den Bruder des mächtigen Markgrafen von Oesterreich, zum Nachfolger des Adalbero, und dem gelang es durch Gewalt und List, sowie mit Hilfe des Kaisers, den erzbischöflichen Stuhl seinem Nebenbuhler zu entreißen. Adalbero entschloß sich zur Abdankung und lebte noch 18 Jahre lang unangefochten als Probst zu St. Paulin in Trier, noch vor seinem Ende verschenkte er viele Güter, Höfe und Dörfer, die er besessen, an die Kirche.

Bezeichnend ist, wie Poppo dem jüngern Adalbero, dem Neffen des andern, die Burg zu Heiligkreuz bei Trier entriß. Eines heißen Tages erscheint Sikko, ein Kriegsmann Poppos, am Thor der Burg und bittet um einen Labetrunk. Beim Weggehen dankt Sikko auffallend warm und trägt dem Schenken auf, seinem Herrn zu sagen, der Trunk solle ihm hundertfältig vergolten werden und zwar baldigst. Und Sikko hält Wort: es dauert nicht lange, so kommt er mit dreißig öhmichen Fässern angefahren und sagt, das sei der Lohn für den Labetrunk. In jedem Faß aber stak ein wohlgerüsteter Krieger, und sechszig Krieger in Bauerntracht waren mitgekommen, die 30 Faß in den Keller zu schaffen. Wie nun alle im Burghof waren, da

entfallen den Ohmfässern die Böden und jedem entstieg ein Gewappneter, auch die bäurischen Knechte haben plötzlich ein Schwert. Adalbero fällt zuerst unter ihren Streichen, und die ganze Burg wird in Trümmer gelegt.

20. Der heilige Rock zu Trier.

Die heilige Helena soll, wie Altmann, ein Schriftsteller aus dem 9. Jahrhundert, berichtet, aus dem heiligen Lande einen Schrein mit vielerlei Reliquien mitgebracht haben, darunter auch das Messer, dessen Christus beim letzten Abendmahl sich bedient haben soll. Die Lebensbeschreibung des heiligen Agritius, die 200 Jahre später abgefaßt ist, nennt noch einige andere Reliquien, die in diesem Schrein gewesen seien und berichtet ausdrücklich, der Schrein sei nach Trier gekommen als Geschenk an den heiligen Bischof Agritius.

Es wird hinzugefügt, ein frommer Bischof von Trier habe einmal feststellen wollen, ob in genanntem Schrein der ungenähte Rock Christi oder das Purpurkleid, das man ihm zum Hohne vor der Kreuzigung angezogen, oder die Sandalen des Heilands verwahrt seien. Ein Mönch von besonderer Heiligkeit habe auf des Bischofs Befehl die Kiste geöffnet, aber Gott hat selbigen, als er hineinblickte, alsbald mit Blindheit geschlagen. Um das Jahr 1100 tauchte eine angebliche Urkunde des Papstes Silvester († 335) auf, worin des heiligen Rockes als eines Besitzes der Trierer Kirche Erwähnung geschieht, und um dieselbe Zeit ward diese Nachricht auch in die Gesta Trevirorum aufgenommen. Soviel ist aber sicher, daß 1196 der Erzbischof Johann den heiligen Rock aus dem Nikolausaltar des Domes in den Hochaltar übertragen hat.

Zum erstenmal ausgestellt wurde die Reliquie 1512, als Kaiser Maximilian zu Trier einen Reichstag hielt; in den 23 Tagen dieser Ausstellung sollen 100 000 Menschen zur Verehrung des Rockes herbeigeströmt sein, viele waren allerdings nur wegen des Reichstags nach Trier gekommen.

In der überfüllten Stadt brachen Krankheiten aus, so daß der Reichstag nach Köln verlegt werden mußte. Es ward bestimmt, der heilige Rock solle inskünftig alle sieben Jahre gezeigt werden, doch ist es viel seltener geschehen. Als Klemens Wenzeslaus, der letzte Kurfürst, in der französischen Revolution floh, nahm er den kostbaren Schatz mit, gab ihn aber 1810 an Trier zurück. Berühmt wurde die Ausstellung des Rockes im Jahre 1844, sodann die von 1891. Nach der Untersuchung, die der letzten Ausstellung vorherging, sind es drei ineinander steckende Gewänder, das mittlere ist der eigentliche ungenähte Rock, ein bräunliches ungemustertes Gewebe, die beiden andern sind kostbare Hüllen, und zwar ist der Unterstoff ungemusterte Köperseide, der Oberstoff orientalische Seide etwa aus dem 9. Jahrhundert, mit goldenen und violetten Streifen, worin Vogelmuster gewirkt sind.

21. König Orendel und der graue ungenähte Rock Christi.

Um das Jahr 1300 ist ein merkwürdiges altdeutsches Heldengedicht verfaßt worden, vom König Orendel, dem Sohne des mächtigen Königs Eigel zu Trier. Er wird als Jüngling von seinem Vater mit 72 Schiffen ausgerüstet, um eine Brautfahrt nach Jerusalem zu machen, daselbst die schöne, reiche und tapfere Königin Breide zu gewinnen, die Wächterin des heiligen Grabes. Ein Schiffbruch raubt ihm Schiffe und Gefährten und wirft ihn nackt an die Küste; er tritt in Dienst eines heldenhaften Fischers, namens Eise. Er fängt einen Fisch, und in dessen Bauch ist ein grauer Rock mit Blutflecken, das ist Christi ungenähter Rock, den hatte einst Maria selber aus der Wolle eines Lammes gesponnen, Helena hatte ihn gewirkt, er war dem Kinde angepaßt worden, wuchs aber mit ihm und diente Jesu bis zu seinem Kreuzestode als Gewandung. Herodes schenkte ihn einem Juden, und wie dieser die Blutflecken nicht herausbekam, warf er ihn ins Meer. Nun zog Orendel ihn an und hieß danach überall der Graurock. Der Rock

ward aber sein ihn beschützender Panzer, so daß er Wunder der Tapferkeit that, die streitbare Breide „die schonste aller wibe“ (die schönste aller Weiber) zur Gemahlin gewann, ohne jedoch aus Frömmigkeit ihrer Minne zu genießen. Als er hörte, daß sein Vater zu Trier von Feinden bedrängt sei, eilt er mit der starken Breide und dem treuen Recken Eise in die Heimat, befreit Eigel und will wieder gen Jerusalem ziehen. Da kam aber ein Engel und sagte:

Du sollst den grauen Rock nicht mehr führen,
Von nun an soll er die Stadt Trier zieren.
Da hieß der junge König ohn Verweilen
Drei Priester herbeieilen.
Den grauen Rock er hart barg
In einen steinernen Sarg,
Er empfiehlt ihn seinem Vater und dem Triererland,
Von dannen schied der Weigand.

Der König Eigel erinnert an die Igelsäule bei Trier, Orendel an Siegfried, die Breide an die Brunhilde, überhaupt ist das Gedicht eine ähnliche Mischung von Heidentum und Christentum, wie das von Parzival, hier wie dort ist eine Reliquie ganz wie ein heidnischer Talisman gedacht, einen starken Zauber in sich hegend.

---

22. Der Stadtgeist zu Trier.

Riktiovarus oder Rictius Varus, der kaiserliche Präfekt von Trier zur Zeit Diokletians, hat die christlich gesinnte thebaische Legion und viele in Trier angesessene Christen umbringen lassen. Zur Strafe hat er nach seinem Tode keine Ruhe finden können, sondern muß umgehen als Stadtgeist. Seit vielen Jahrhunderten ist er der Plagegeist der guten Trierer, besonders in guten Weinjahren soll er sich zeigen und mit denen, die zur Nachtzeit von Weingelagen kommen, allerlei Schabernak treiben. Andere aber erzählen, er sei auch oftmals gutmütig, wecke die Postillone zur rechten Zeit, schrecke die Diebe und Einbrecher, beschütze Nachtwandler vor dem Fallen, ja er habe schon auf St. Gangolph die Feuerglocke gezogen, wann der Wächter geschlafen habe.

---

23. Die Vorstadt Löwenbrücken bei Trier.

Zwischen Trier und der Kirche Matheis, die südlich vor der Stadt liegt, fließt ein Bach. Nun kam im Jahre 1049 der Papst Leo IX. nach Trier. Er hatte Bruno geheißen, war ein deutscher Bischof zu Tull gewesen, und seine Wahl war von dem mächtigen Kaiser Heinrich III. durchgesetzt worden, damit er ernst gegen allerlei Mißbräuche der Kirche einschreiten möge. Dreimal überstieg der Papst die Alpen, um die Christenheit zu bereisen. So kam er auch mit dem von früherher ihm befreundeten Erzbischofe Eberhard nach Trier und ward mit Jubel empfangen. Da man zu seiner Einholung jenen Bach überbrückte, so nannte man zu seinen Ehren diese neugebaute Brücke samt der daselbst sich bildenden Vorstadt Löwenbrücken.

24. Erzbischof Balduin von Trier.

Das Erzstift Trier hat niemals einen größeren Herrn gehabt, als Balduin. Um das Jahr 1300 brach Heinrich, Graf von Luxemburg, ins Trierische, das Stift sich zu erobern, doch es mißlang ihm. Wohl aber gelang es ihm, daß sein jüngerer Bruder Balduin im Jahre 1307 schon als 22jähriger Jüngling zum Erzbischof von Trier gewählt wurde. Trotz seiner Jugend war er aber vielgewandt und reichgebildet, ritterlich wie theologisch, hatte die Universität zu Paris besucht, öfter im Hennegau bei Verwandten gelebt, war vor allem von gewaltiger Willenskraft, wenn auch von schmächtigem, nur mittelgroßem Wuchse. Schon im Jahr nach seiner Erwählung setzte Balduin es zu Rhense durch, daß sein Bruder Heinrich zum Kaiser gewählt wurde. Schon damals nannte er sich Elector, h. Kurfürst. Er begleitete seinen Bruder auf dessen Römerfahrt, doch bei der Belagerung von Brescia fiel sein anderer Bruder Walram, und nachdem er selbst nach Deutschland zurückgezogen war, Hilfstruppen zu werben, starb auch der Kaiser selbst in Italien. Balduin gab seine Stimme Ludwig dem Baiern, jedoch nach langen Jahren, als Ludwig in den Bann kam, half er die Wahl auf seinen Großneffen lenken,

den Enkel weiland Kaiser Heinrichs, Karl IV. von Luxemburg, König von Böhmen. Balduin hat den Kurstaat Trier eigentlich erst geschaffen. Insbesondere machte er überall seine Hoheitsrechte zäh und wuchtig geltend, selbst wo diese Rechte etwas zweifelhaft waren. Er führte darum beständige Fehden, baute zahllose Burgen, so am Thronbach Baldenau und Baldeneck, Eltz gegenüber Baldenelz, an der Lahn Balduinstein u. a. Jede Gelegenheit benutzte er, selbständige Herrn zu bewegen, ihn als Lehensherrn anzuerkennen und dafür seines mächtigen Schutzes zu genießen. So machte er es mit den Herrn von Schmidtburg bei Kirn an der Nahe, mit den Wildgrafen von Dhaun an der Nahe, mit den Herrn von Eltz, mit denen von Moncler bei Mettlach an der Saar und mit vielen andern Rittern in der Eifel, am Rhein und seinen Nebenflüssen. Wie schlimm er einer Frau gegenüber anlief, werden wir später hören. Nach der Kaiserwahl seines Bruders ließ er sich von diesem die bis dahin reichsunmittelbaren Städte Boppard und Oberwesel als Lohn für geleistete Dienste geben. Trotzalledem war Balduin mehr als ein fehdelustiger, ländergieriger Kriegsmann, er war auch ein Ordner seines Gebietes, ein Mann, der in vielen Stücken seiner Zeit voraus war. Er teilte das Erzstift in 27 Aemter, förderte Handel und Verkehr, baute die steinerne Moselbrücke zu Koblenz, trat den Judenverfolgungen mit Ernst entgegen, eiferte streng gegen ungeistliches Verhalten des Klerus, verfolgte allen Aberglauben, Prophezeiungen, Zauber und Beschwörungen. Vielleicht war er der erste Fürst, der mit strengen Strafen gegen die Leute einschritt, welche Medizin und Chiurgie in Dörfern, Städten und Burgen ausübten und lehrten, ohne je in solchen Künsten Schüler gewesen zu sein. Damit Männer, deren Wissen, Leben und Sitten unbekannt seien, nicht Kurpfuscherei trieben, ordnete er ausdrücklich eine ärztliche Prüfung an und machte von deren Ausfall abhängig, ob ihnen die Erlaubnis zu heilen erteilt werden könne. Balduin hat 46 Jahre lang über das Trierer Land geherrscht und dem Kurstaate die Ausdehnung und die Ordnungen geschaffen, welche ihm bis zu seiner Auflösung im wesentlichen verblieben sind.

25. Moselreise des Kaisers Maximilian 1512 n. Chr.

Kaiser Maximilian ist dreimal an der Mosel gewesen. Das erstemal 1473 als Prinz mit seinem Vater, dieweil sie in Trier mit dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund eine Zusammenkunft verabredet hatten, woselbst die Verlobung Maximilians mit Karls Erbtochter Maria festgemacht wurde. Damals wohnten die hohen Herrschaften in der Abtei Maximin und thaten es sich beiderseitig zuvor in Aufwand und kostspieligen Trinkgelagen. Die zweite Reise war 1512, als Maximilian einen Reichstag nach Trier ausgeschrieben hatte, und 5 Jahre später ist er nochmals dagewesen, angeblich bloß der Andacht zum heiligen Rock zuliebe.

Peter Meyer aus Regensburg, kurfürstlicher Geheimschreiber und von 1515—1541 Stadtschultheis von Koblenz, hat unter mancherlei interessanten Aufzeichnungen auch ein kurzes Tagebuch über die Moselfahrt des Kaisers hinterlassen. Der Kaiser war am Donnerstag nach dem Sonntage Invocavit, am 5. März 1512, zu Koblenz angekommen. „Den Fritage zu Koblenz stillgelegen," schreibt Herr Peter, „und im Teutschenhaus Messe singen lassen. Samstag hat Syn Majestät zu Sankt Florin Erzbischof Jakoben zu Trier Requiem singen lassen. Nach der Missen an das Schiff unsers gnädigen Herrn, das an der Brücken gehalten, geritten, darin gesessen und die Mosel us gefahren. Syn Majestät hat ongefährlich by Jre gehabt an die 400 Pferde. Gemeldts Samstag zur Mittage nach Cathenas (Kattenes) gekommen. Da gefuttert. Der Kurfürst von Trier die Mosel herabgefahren in Meinung, den Kaiser zu Koblenz zu empfangen. Da der Kaiser Trier gnädiglich angesprochen und ihm erlaubt, gen Koblenz zu fahren und über drei Tage nachzukommen. Die Nacht hat der Kaiser zu Kochem gelegen, den Sonntag Reminiscere gen Zell, daselbst in der Kellnerien gelegen. Trier hat Sr. Majestät ein Fuder Weines thun schenken, dagegen Jhre Majestät dem Kellner daselbst, Jorgen von Senheim, sechs und siner Frauen ein

Gulden geschenkt. Den Montag gen Cusa gefahren. Den Montag in des Kellners Hus zu Bernkastel gelegen, genannt Friedrich Schwane, der Ihrer Majestät von Triers wegen 20 Hecht und viel schöner Fornlen (Forellen) geschenket. Kaiserlich Majestät hat ihne mit sechs Gulden und sin Frau mit zwei Gulden verehrt. Uf den Tag fuhre der von Trier von Koblenz, solches in seinem Schiffchin, und ich versumet das Schiff und mußte nachlaufen bis gen Niederfelle. Dienstag zu Neumagen blieben in des von Isenburgs Huis . . Mittwochs bis gen Clussart (Clüsserath) gefahren, daselbst ufgesessen und gen Trier geritten."

Diese Reise mag ja an sich ebenso poetisch gewesen sein, wie die, welche der Frankenkönig Siegebert tausend Jahre früher in umgekehrter Richtung gemacht hat, nur hat den Siegebert ein Dichter begleitet, Venantius Fortunatus, die Reise des Kaisers Max hat leider nur der ehrliche, aber nichts weniger als dichterisch angehauchte Peter Meyer beschrieben. In einem stimmen sie aber doch überein. Fortunatus endet damit, daß er mit Entzücken erzählt, wie zu Andernach die Salmen gefangen und dann auf die königliche Tafel gebracht wurden, und auch Peter Meyer kommt zuletzt auf die Tafel Seiner Majestät zu sprechen und gibt folgenden Fischspeisezettel, als der Kaiser hohe Gäste bewirtete: „Mandelsoppe. Heiß Grondeln. Stör mit Pfeffer. Besteden mit Elen (Aalpastete) Heiß Hecht. Ein Pfannengebacks. Heiß Karpfen. Ein Mandeli. Gebackene Grundeln. Ein grün Mus. Hausen mit Essig. Gebackene Fische. Ein Krebsmus. Gebackene Birn. Gallentin. Krebs."

Aus Peter Meyers Reisebericht erhellt übrigens, daß er den Kaiser nur bis Kattenes begleitet hat, dann mit dem Erzbischof wieder nach Koblenz zurückgefahren und zwei Tage später, Montags, mit selbigem dem Kaiser nachgereist ist.

---

26. Markgraf Albrecht von Brandenburg in Trier.

Im Jahre 1559 duldete die ganze Moselgegend viel Jammer durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, genannt Alcibiades. Es war im schmalkaldischen Kriege, wo jener protestantische Fürst auf eigene Faust mit zehntausend Mann einen Plünderungs-Raubkrieg gegen die Stifter am Rhein führte. Die Geistlichkeit von Trier war geflohen, und die Bürger brachten dem Markgrafen sofort die Schlüssel der Stadt entgegen. Da ließ der schreckliche Mann St. Paulin und St. Maximin in Rauch aufgehen, die Altäre wurden zerstört, die Glocken von den Türmen geworfen und zerschlagen, nur die Abtei St. Martin blieb verschont, und das ging so zu: Der Schultheiß empfing den Markgrafen an der Klosterpforte, reichte ihm einen Becher Weins vom feinsten Jahrgang und bat um Schonung. Albrecht bat sich von diesem Weine ein Fuder aus, legte sein Siegel an das Abteithor und gebot seinen Soldaten, dieses Haus zu schonen. Doch thaten auch die trierischen Ratsherrn damals nicht immer ihre Schuldigkeit, denn als die Soldaten des Markgrafen sich beschwerten, die Bürger gäben ihnen schlechte Quartiere, da eilte Albrecht auf die Steipe, um mit dem dort versammelten Rate sich zu benehmen. Er fand aber die Herren beim Trinkgelage und Würfelspiel: da schoß der Markgraf erbost eine Kugel durchs Fenster und bestrafte mit derbem Verweis die aufgeschreckten Ratsherrn. In der Folge vertrug sich Albrecht wieder mit dem Kaiser, und so wurden seine Truppen Hilfsvölker des kaiserlichen Heeres, allein das trierische Land hatte darum nicht weniger zu leiden, vielmehr desto baß.

---

27. Erzbischof Philipp Christoph von Sötern.

War Balduin der tüchtigste aller Trierer Kurfürsten, so war Philipp Christoph von Sötern der schlimmste. Er regierte von 1623 bis 1652, also im 30jährigen Kriege. In stetem Hader mit seinem Domkapitel und der Abtei

Maximin, schloß er sich enge an Frankreich an und damit auch an die Schweden und die protestantische Partei. Er hatte seine Residenz nach Ehrenbreitstein verlegt, wo er sich im Thale, am Fuß des Felsen, die prächtige Philippsburg erbaut hatte. Dies Ehrenbreitstein lieferte er alsbald den Franzosen aus. Darauf veranlaßte er dieselben, entgegen dem Willen der Bürgerschaft, die von den Spaniern besetzt gehaltene Stadt Trier zu belagern und zu erobern. Dies geschah 1633, aber drei Jahre später nahmen die Spanier den Kurfürsten gefangen und führten ihn nach Linz in Oesterreich, wo er zehn Jahre lang in Haft blieb. Sogar als der westfälische Friede geschlossen war und überall in Deutschland Ruhe eintrat, blieb es im Erzstifte Trier noch vier Jahre lang Krieg. Das Domkapitel war nach Köln geflohen vor dem Zorn des Erzbischofs und warb dort unter Führung des Domherrn Karl Kaspar von der Leyen Truppen gegen Trier. Der Kurfürst rief sofort wieder die von ihm so bevorzugten Franzosen zu Hilfe, und erst mit seinem Tode 1652 endete der Bürgerkrieg an der Mosel. Karl Kaspar von der Leyen wurde Philipp Christophs Nachfolger.

---

28. More Trevirensi.

More Trev. d. h. more Trevirensi, nach Trierischem Gebrauch, ist häufig als ein Zusatz auf Grabsteinen alter Trierischer Domherrn zu lesen. Halb scherzhafter, halb verleumderischer Weise hat man diese Abkürzung wohl dahin gedeutet, daß der Selige sich zu Tode getrunken habe. Doch wenn das auch einmal vorgekommen sein sollte, wer von den Hinterbliebenen hätte wohl jemals solchen Umstand öffentlich zugestanden und für die ferne Nachwelt gleichsam festgenagelt? Und welcher Trierer hätte gar zugegeben, daß sich zu Tode trinken Gebrauch zu Trier sei? Unwahrscheinlichkeit über Unwahrscheinlichkeit. Vielmehr bezieht sich der Zusatz More Trev. darauf, daß bis zum Jahre 1670 in Kurtrier das Jahr nicht am 1. Januar begann, wie draußen in der Welt, sondern erst am 25. März, dem

Tage Mariä Verkündigung. So gehörten also die 83 Tage vom 1. Januar bis zum 24. März noch zum vorigen Jahr. Starb jemand am Dienstag nach Dreikönigen 1461, oder ward dann eine Urkunde errichtet, so fügte man gerne, Irrtum zu meiden, more Trev. hinzu, damit anzudeuten, daß man in der übrigen Christenheit schon 1462 schreibe dieweil man im Trierischen noch etwas zurück sei.

29. Der Krummelstuhl im Trierer Dom.

Im Kreuzgang des Trierer Domes steht an der Mauer ein unscheinbarer Steinsessel, das ist der Krummelstuhl, also genannt, weil von ihm aus Recht gesprochen wurde über die Kirchendiener und Küster. Es waren zwar meistens unbedeutende Vergehen, aber die Buße war den Betroffenen doch empfindlich genug. Selbst wenn der richtende Domherr nur krummelte, d. h. schalt und schmälte, das paßte ihnen gar nicht. Darum sahen sie schelen Auges zu dem Krummelstuhle hin, wenn ihr Weg sie durch den Kreuzgang führte, und sie gedachten dabei ihrer Sünden und Bußen. Es hatte sich aber ein Gebrauch gebildet, daß am Tage Kreuzeserhöhung die Kirchendiener im Kreuzgange sich versammelten und lauerten, ob einer daherkäme, den sie necken könnten. Und wer den Kreuzgang daher schritt, den packten sie und stampften ihn auf den Krummelstuhl nieder und auf und nieder und prallten und stampften ihn so lange, bis er ein Lösegeld gab. Einmal hatten sie so einen reichen Bürger gepackt, der hatte kein Geld bei sich, womit er sich lösen könnte, drum wollte bei ihm des Stampfens kein Ende nehmen. Endlich sagte er: Laßt es jetzt gut sein, kommt heute Abend in mein Haus, dann will ich mit bestem Oberemmeler mich lösen. Da ließ man ihn jubelnd frei, aber am Abend hielt er redlich sein Wort, und das war das Beste davon.

30. Ein seltsames Volksfest zu Trier.

Trier gegenüber umkränzen steile Berge das Moselufer, einer von ihnen hieß früher der Donnersberg oder Dummersberg, jetzt der Marxberg. Bis zum Jahre 1779 wurde alljährlich dort ein merkwürdiges Volksfest gefeiert. Am Sonntag nach Fastnacht ordneten sich die Zünfte der Metzger und Weber, schön gekleidet und die erstere gut beritten, auf dem Kornmarkte und zogen unter dem Geläute sämtlicher Glocken nach der Moselbrücke. Dort blieben die Weber als Besatzung zurück, während die Metzger auf den Berg ritten. Daselbst hieben sie eine Eiche um, zündeten ein Rad an und ließen selbiges den Berg hinab bis in die Mosel rollen. Die Reiter feuerten dem Rade nach, und wenn es wirklich bis in den Fluß gerollt war, mußte der Erzbischof ein Fuder Wein zum Besten geben. Umringt von jubelndem Volke, ging es zur Brücke zurück, und nun zogen Weber und Metzger vereint vor die Klöster und die Häuser der Wohlhabenden, wo jedem ein Becher Weines gereicht wurde. Den Schluß machte ein Umzug durch bestimmte Straßen und ein Festmahl, das die Weber den Metzgern gaben. Man glaubt aber, daß diese seltsame Feier ein Siegesfest vorstellen sollte, den Sturz des Donnergottes zu feiern, also wohl auf die Zeit zurückzuführen sei, wo die Eroberer des Trierlandes, die heidnischen Franken, das Christentum angenommen hatten und den bisher verehrten Göttern absagten.

---

31. Das Kesselstattische Majorat.

Wenn man einem ganz besonders feinen und teuren Moselwein begegnet, dann heißt es: er ist aus dem kesselstattischen Majorat. Diese Familie ist dem Anschein nach unter dem Erzbischof Kuno von Falkenstein um das Jahr 1370 ins Mosselland gekommen, wenigstens kommt des Kurfürsten Kuno Marschalk Johann von Kesselstatt, genannt Mohr, als der erste dieses Stammes vor. Von da ab begegnen uns immer häufiger Kesselstatte unter den höheren

Beamten Kurtriers. Im 18. Jahrhundert erscheinen hintereinander drei Kesselstatte als Dompröbste, und der letzte Domdechant, Graf Hyazinth von Kesselstatt, war 1795 in aller Form zum Nachfolger des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus bestimmt worden, denn die Domherrn waren fest entschlossen, diesmal keinem Prinzen den Kurhut zu gönnen. Allein das Schicksal gönnte ihn überhaupt niemand mehr: 1796 floh Clemens Wenzeslaus und kam nie mehr wieder zurück. Der Domdechant aber starb 1828 und mußte sein Herrschtalent unbenutzt verkümmern lassen. Der Stammherr des Hauses war in den bewegten Zeiten, um die Wende des Jahrhunderts, Graf Karl, ein ebenso liebenswürdiger als verschwenderischer Herr, der den Reichtümern seiner Familie ein rasches Ende zu bereiten sich anschickte, bis die Verwandten sich ins Mittel legten, um zu retten, was noch zu retten war. Graf Karl starb als österreichischer Offizier, der Graf Edmund aber fand allerdings noch Rettenswertes genug vor, denn 1835 ward ein Familienfideikommiß vom König bestätigt, das nicht weniger als 21210 magdeburgische Morgen umfaßte, darunter Weinberge von allererstem Range. Die Güter liegen in zwölf Gemeinden, auch der berühmte Meilenwald und der Condelwald, einst kurtrierischer Besitz und solcher des Klosters Springirsbach, gehören dazu, sowie der prächtige Kesselstattische Palast, gegenüber der Liebfrauenkirche in Trier, in zierlich reichem Rokokostil erbaut. Graf Edmund soll übrigens ein sehr seltsamer Herr gewesen sein; so wird von ihm erzählt, daß jeden Herbst für das ganze Federvieh seines Hühnerhofes rote Deckchen und Kleider gestrickt worden seien, zum Schutz gegen etwaige allzugrausame Kälte, in Beherzigung des Bibelspruches: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes."

---

32. Pfalzel.

Der Name Pfalzel, sonst Palatiolum, deutet schon an, daß daselbst einstmalens der römischen Kaiser Sommerresidenz

war. Auf ihren Trümmern erhob sich ein Palast der fränkisch-austrasischen Könige. Die Tochter König Dagobert II., Adela, kaufte als Witwe von Pipin, dem Majordomus, einen Hof zu Pfalzel, auf dem sie ein Frauenkloster erbaute, dem sie selbst als Aebtissin verstand. Dort empfing sie auch einmal den heiligen Bonifazius. Der Erzbischof Poppo zog eine Anzahl Pfründen ein und begabte sie an Kriegsleute als Lehen, nötigte auch den noch übrigen Nonnen eine strengere Regel auf. Daran knüpft sich die Sage, daß eine Nonne zu Pfalzel in Liebe zu dem Erzbischof entbrannt sei und ihm ein selbstgewobenes Gewand verehrt habe, das sie aber, wie einst Medea, unter Zaubersprüchen gefertigt. Wie nun der Erzbischof dies Kleid anlegte, da wirkte alsbald der Zauber: es war ihm so seltsam zu mute, er fühlte sich so unternehmend und abenteuerlustig, er wußte nicht wie und hätte am liebsten mit dem Pagen in Figaros Hochzeit gefragt: „Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt, sagt, ist es Liebe, was hier so brennt?" Doch ohne sich zu äußern, entledigt er sich des Gewandes und gibt es einem seiner Geistlichen. Diesem ging es gleichermaßen und einem dritten ebenso, bis es an einen kam, der nicht schweigen konnte, wodurch der Zauber an Tag kam. Darob ergrimmte der Zorn des Erzbischofs, die Sünderin wurde nebst andern Klosterfrauen aus dem Orden gestoßen und das ganze Kloster aufgehoben. Später reute den Erzbischof seine Strenge, und er schickte Kleriker in das verlassene Kloster.

In dem Schlosse zu Pfalzel wohnten die Kurfürsten besonders gern, bis es 1675 durch die Franzosen zerstört wurde. Noch immer zeigt Pfalzel, wenn man auf der Mosel daran vorüberschifft, Spuren vergangener Pracht, gewaltige Mauern und Reste von Türmen stehen trauernd am Flußufer. Im Jahre 1562 wurde Johann Mechtel zu Pfalzel geboren, der zu Limburg an der Lahn eine Pfründe innehatte und daselbst die berühmte Limburger Chronik fortsetzte. Etliche verlegen auch die Sage von der Genovefa nach Pfalzel, jedoch mit Unrecht, da dieselbe vielmehr am Laachersee und im Maifeld sich abspielt.

33. Ruwer.

Bei dem lebhaften Orte Ruwer kommt vom Hunsrück her die rasche Ruwer dem Moselstrom zugeflossen und gleich darauf die nicht minder rasche Kyll von der Eifel her. Ausonius sagt von ihnen:

„. . . die reißende Kyll und die Ruwer, die marmorberühmte,
Können nicht schnell genug dir senden die dienenden Wasser.
Reich ist an trefflichen Fischen die Kyll: die andere aber
Mahlet das Korn und treibt des Mühlsteins mächtigen Umschwung,
Zieht durch des Marmors glattes Gestein die kreischenden
Sägen,
Und so wandert sie mitten hindurch durch ewiges Tosen."

Gelbis nannten die Römer die Kyll, Erubris die Ruwer. Ob mit dem Marmor der Dichter die Schieferbrüche im Ruwerthal meinte, oder ob damals wirkliche Marmorschleifmühlen an der Ruwer gewesen sind, wer kann das wissen? Jedenfalls ist dort uraltes Kulturland, noch sind bis Waldrach und Morscheid die Trümmer römischer Wasserleitungen zu erkennen, die erst der Ruwer entlang, dann links abbiegend nach dem römischen Amphitheater bei Trier das kühle Hunsrückwasser geführt haben. Auch voller Weinberge ist das Thal der Ruwer, und zwar heißt man alle in den Seitenthälern der Mosel wachsenden Weine Heckenweine. Der Caseler und der Grünhäuser wachsen daselbst. Grünhaus hieß einst ad valles und ist 966 von König Dagobert der Abtei Maximin geschenkt worden unter der Bedingung, daß am ersten jeden Monats für den König gebetet werde, alsdann aber die Mönche mit einem Trunke aus den dortigen Weinbergen sich laben sollten. Das werden sie denn auch redlich gehalten haben. Der Besitz des Klosterhofes ist so ziemlich zusammen geblieben, wenn freilich jetzt in weltlichen Händen.

---

34. Die drei Schwestern zu Auw an der Kyll.

Geht man die Kyll aufwärts, so kommt man nach Auw. Dort in der Kirche wird noch heute ein Bild ver-

ehrt, zu dem man früher auch gewallfahrtet ist, das stellt drei Jungfrauen dar, die hintereinander auf einem Esel reiten, und die mittlere hat eine Binde um die Augen. Man sagt aber, es seien drei Schwestern gewesen, die wären alle drei in ein Kloster gegangen. Weil sie aber so schön gewesen sind, so stellte der böse Känig Dagobert ihnen nach und wollte sie aus dem Kloster reißen. Eine von ihnen war blind. Sie waren aber rechtzeitig heimlich entflohen, ein Esel hatte ihren Mundvorrat getragen, und so waren sie bis zur Kyll gekommen. Der König aber war ihrer Spur gefolgt, und hier bei Auw ereilte er sie, wo der Wald sich gegen eine Schlucht hin öffnet, drin die Kyll fließt. Da ergriff die drei Schwestern Entsetzen, sie bestiegen alle drei das Eselein und spornten es an, den Felsen hinab zu springen. Es schwebt mit ihnen sanft durch die Luft und setzt sie jenseits der Kyll auf einer Wiese nieder. Die drei Schwestern waren gerettet, die Verfolger waren und blieben verschwunden. Da dankten sie Gott auf den Knieen und blieben allda und errichteten ein Kirchlein und eine Klause und wurden hoch verehrt von dem Volke umher. Mann nennt auch ihre Namen, nämlich Irmina, Adela und Klothilde, und einige sagen, sie seien auch Königstöchter gewesen und Schwestern des bösen Dagobert.

Die Gelehrten aber behaupten, es sei das noch ein Rest des Heidentums, denn im keltischen Lande hat man einst eifrig die drei Schicksalsgöttinnen oder Mütter verehrt, und eine von ihnen ist auch blind gewesen. Die alten heidnischen Deutschen haben die Verehrung dieser Gottheiten bei ihren keltischen Nachbarn kennen gelernt und bis zum Rhein hin sind vielfache Spuren vorhanden, daß die „Mütter" zahlreiche Verehrer hatten.

---

35. Die Quint. Zwei Eberjagden im Meilenwalde.

Der größte Nebenfluß der Mosel, abgesehen von der Saar, kommt von der Eifel ihr zugeflossen die reißende Kyll. Eine halbe Stunde oberhalb ihrer Mündung liegt der

Flecken Ehrang, wo die Lokomotive pfeift und die Schlote der Mosaikplattenfabrik rauchen. Etwas unterhalb der Kyllmündung, dicht am linken Moselufer, genau fünf altrömische Meilen von Trier entfernt, liegt das Hüttenwerk Quint, wo eiserne Oefen und anderes Hausgerät gegossen wird. Der Name ad Quintum bedeutet: am fünften Meilenstein, und merkwürdigerweise liegt genau in doppelter Entfernung von Trier moselabwärts das Dorf Detzem, also ad Decimum, am zehnten Meilenstein. Auch der Bach, der an der Quint der Mosel zuströmt, heißt die Quint. An der Quint hört mit einmal der rote Sandstein der Uferberge auf und beginnt der Schiefer, der von da ab bis zum Rheine das Gestein der Moselhöhen bildet. Von Quint nach Ehrang hin und weiter, aber auch moselabwärts sich dehnend, liegt der Meilenwald, einst ein Eigentum der trierischen Kirche. Er soll nach Milo genannt sein, dem harten und unbeliebten Erzbischof von Reims und Trier, welcher hier vor mehr denn tausend Jahren, anno 753, sein Leben lassen mußte: ein Eber schlug ihn auf der Jagd im Meilenwalde, so daß er augenblicks seinen Geist aufgab. Die Gesta Trevirorum berichten, daß bei der Quint noch eine Denksäule an dies Ereignis stehe. Ob das nicht vielmehr der römische Meilenstein gewesen sein mag, dem man etwan einige Erinnerungsworte an Milos Tod miteingegraben hatte? Wer kann es wissen? Tausend Jahre später wäre in demselben Meilenwald der Kurfürst Johann Philipp beinahe ebenso umgekommen. Ein Eber schnaubt gegen den Fürsten heran, ein Jäger hält schnell den Sauspieß vor, daß der Keiler daran aufrenne, aber der Spieß gleitet an dem Borstentier ab, und der Jäger stürzt zu Boden. Der Kurfürst schlägt, voll Geistesgegenwart, mit der Linken segnend ein Kreuz und drückt gleichzeitig mit der Rechten den Stutzen ab. Der Eber wälzt sich im Blute, der Jäger aber war mit dem Schrecken und einer tiefen, doch ungefährlichen Fleischwunde davongekommen.

---

36. Etwas von der Weisheit des Schöffengerichts zu Schweich.

Der ansehnliche und wichtige Flecken Schweich liegt auf dem linken Moselufer, da wo die trierische Ebene sich schließt und die Berge wieder bis dicht an das rechte Ufer heranrücken. Fährt man auf der Mosel, so erblickt man von Schweich wenig, denn es versteckt sich allzusehr hinter Apfelbäumen, aus deren Früchten der berühmte Trierer Viz gekeltert wird; nur je einen altmodischen Turm sieht man an jedem Gestade ragen, durch ein Seil verbunden. Es sind Fährtürme, wie man sie öfter an der Mosel schaut, und sind errichtet vom letzten Kurfürsten, Clemens Wenzeslaus. Schon 720 wird Schweich urkundlich genannt als Suaingas, 762 von König Pipin als Soacum und war vergabt als ein Lehen an die mächtige Abtei Prüm. Die Abtei hatte ein Hochgericht zu Schweich, das mit 25 Schöffen aus den umliegenden prümischen Dörfern besetzt war (Mehring, Bekond, Hetzerath und Föhr). Vom 1. Oktober 1592 ist uns ein spaßiges Weistum überliefert über den Hofesbrauch in leibzüchtigen Gütern, das wörtlich also lautet:

„Erstlich weisett, wann zwei Ehleuth zusammen kommen, sie seien medlich oder widumbstantz (jungfräulich oder Witwenstandes) und eins dem andern abfiele (stürbe), so soll das überbleibendt alle güter, beweglich und unbeweglich, die Zeit seines Leben einhaben, nießen und gebrauchen, und wann dasselbig sonder Leibserben abfelt, so sollen alle Gütter einem jeden Stammen, von Vatter und Mutter herkomment, wieder zurückfallen. Zum andern, wan ein Leibzüchter abfelt und derselbig einige Blumen uf eingehabtem Erbe hinterließe und die Klocken über gemelts Leibzüchtigers Todt angingen und der Wagen mit solcher Blumen geladen were, und zum halben Teil über die Fuhr gefürtt, soll derselbig still stehn und das Hinterteil soll dem Grunde und das Vorderteil den Erben zufallen. Ferner alle Mobelgüter zu beweisen, erkennt der Scheffen zum ersten, das Bett bis uf den Schussen, das Leiltuch bis uf den Seven, den Kessel bis uf den Bank, die Pfan bis uf den

Stiel, das Dippe bis uf die Henk, die Kante bis uf das Glied, die Kuhe bis uf das Horn, so lang als solches zu beweisen ist, so erkennt der Scheffen solches vor ein Hinderfall, und dabei steet der Scheffen bei seinem Weistum."

37. Der heilige Born bei Schweich.

Eine Viertelstunde nordwestlich von Schweich, da wo es in den Meilenwald geht, ist ein Heiligenhäuschen, und nahe dabei quillt der heilige Born, dessen vermeintliche Heilkräfte das bescheidene Oertchen eine Zeitlang zu einem Modebad gemacht haben. Die Limburger Chronik erzählt, daß im Jahre 1602 ein Mann aus Schweich durch Waschen in diesem Born von einem Ausschlag an den Händen sich befreit habe, und wie noch einige ähnliche Heilungen geschehen waren und schließlich gar ein Pastor eine Schrift zu Köln hatte drucken lassen mit öffentlichen Danksagungen der Geheilten nebst beigesetzten Namen und Benennung der Gebrechen, da war die Berühmtheit da, und scharenweis zogs nun die Mosel hinanf; in einem Schiff sind bis hundert Menschen gezählt worden, und in Feld und Wald rings um den Brunnen her entstand eine förmliche Hüttenstadt; „von Neuß, Köln und Bonn" erzählt der Chronikenschreiber „waren Krämer dargezogen, willens, bei dem Bronnen sich häuslich niederzulassen, um Krämerei zu treiben, also daß des Nachts so viel Feuer leuchteten, wie bei des Moses Zeiten in den Lauberhütten der Wüste. Einer baute ein so fein Häuslein, fast artig, daß es uf viele Jahr bestehen mogen." Das Holz bekam man umsonst aus dem Wald, alles zur Leibes Notdurft aber mußte man aus dem Dorf holen, jedoch teuer bezahlen; es kamen so viel kranke Leute, daß einmal allein 200 geistliche „Manns- und Weibs-Perschonen," sind gezählt worden, vom Mosel- Rhein- und Lahnstrom, aus dem Jülicher, Kölner und Mainzer Lande.

Die Reichen wohnten im Dorf und gaben viel für Betten und Schlafkammern, sogar der letzte Herzog von Jülich-Cleve-Berg, Johann Wilhelm, kam hergepilgert und hat Verstand bei dem Bronnen gesucht, aber vergeblich;

denn er war eben unheilbar blödsinnig. Auch Freibeuter kamen aus Geldern und Mörs „in Hoffnung, etzliche feiste Äbte und Prälaten zu ertappen. Schiffleut, Garköche, Marketender, Bäcker, Metziger und Gasthalter hatten große Abenteuer und Nutzen." Nur die Trierer murrten, weil daselbst Brot und Fleisch, auch die kleinen Fässer aufschlugen im Preis, denn man entführte darin das heilsame Naß bis nach Holland. Es wurden auch in Trier ärztliche Untersuchungen des Wassers gemacht. Das Ergebnis war: das Wasser „hätte eine zusammenziehende Tugend und Kraft, wegen Alun und Goldadern." Wie nun aber nach etlichen Jahren der Glaube an die Kraft des „Alun" nach ließ, da verlief sich auch allgemach wieder die Hochflut der Vertrauensseligen, und heute will kein Fremder mehr etwas davon wissen, daß der heilige Born bei Schweich Krankheiten heilen könne; nur die Leute aus der Nähe haben noch eine dunkle Kunde von der Heilkraft des Bornes, denn sie waschen sich noch gerne damit entzündete Augen und meinen, die würden davon klar. Im übrigen fließt im Born richtiges Wasser von der gewöhnlichen Sorte, nicht etwa Sauerwasser.

---

38. Riktiovar im Meilenwalde bei Schweich.

Als der Stadtgeist zu Trier gar zu viel Unfug getrieben hatte — es ist ja, wir wir wissen, der Geist des grausamen Riktiovar — da ließen die Trierer denselben durch zwei Mönche in den Meilenwald bannen. Die Mönche wollten mit dem Geiste zu Schweich über die Mosel setzen; der Fährmann wollte einen Kahn nehmen, die Mönche bestanden jedoch darauf, er solle sie in die Ponte steigen lassen. Und das war gut, denn die Ponte sank so tief in die Mosel, als sei sie ganz mit schweren Lastfuhren bestellt. Der Fuhrmann hatte Angst, sie sänken, und fragte erstaunt die Mönche, was sie denn so Schweres an sich hätten. Da lüftete einer der Mönche sein Oberkleid, und darunter gewahrte der Fuhrmann den glühenden

Geist. Die Mönche brachten ihn nun in den Meilenwald und bannten ihn hinein, und da soll er noch heutiges Tages glühend umhergehen.

---

39. Die Schlacht bei Rigodulum (Riol).

Unterhalb Schweich, wo die Mosel eine Strecke ostwärts fließt und die Berge des rechten Ufers zurücktreten, zieht sich am Bergeshang die von Neumagen nach Trier führende Römerstraße hin, der Rimweg genannt, und dort, unter Obstbäumen versteckt, schimmert das Oertchen Riol herüber, das alte Rigodulum. Dort ist ein Schlachtfeld. Der berühmte römische Geschichtsschreiber Tacitus berichtet darüber im 4. Buch seiner Historien. Es war im Jahre 69 nach Christi Geburt, noch ehe Vespasian den römischen Kaiserthron bestiegen hatte, da erregte eine Truppenaushebung der Römer unter den Deutschen des Niederrheins einen Aufstand, der sich auch auf die Stämme am Mittelrhein ausdehnte. Claudius Civilis, der die niederrheinischen Hilfsvölker im römischen Heer befehligt hatte, war der gewandte Führer des Aufstandes. Mit großen Heeresmassen zog Civilis auf Trier zu, von Mainz her führte Cerealis die römischen Legionen gegen ihn und erreichte ihn in Rigodulum; dort hatten Valentin und Tutor, auch Führer der Aufständischen, sich mit einer starken Mannschaft von Trevirern aufgestellt, an einem Orte, den Berge oder die Mosel umgeben, und der natürlichen Festigkeit hatte man Gräben und Steinwälle hinzugefügt. Der römische Anführer ließ sich nicht schrecken, er führte das Fußvolk zum Sturm, die Reiter führte er auf Seitenwegen den Hügel hinan, um die Stellung des Feindes zu umgehen. Der Sturm gelang, und der Feind ward von der Höhe herabgeworfen. Die Umgehung durch die Reiter glückte auch, die Vornehmsten der Belgier wurden gefangen, darunter auch Valentin. Am nächsten Tage schon rückte Cerealis in Trier ein, mußte aber noch einmal an und auf der Moselbrücke zu Trier kämpfen. Die Germanen verloren die Lust, länger dem Civilis und seinen Batavern Heeresfolge zu

leisten, Civilis selbst zog sich wieder an den Niederrhein und suchte Hilfe in Westfalen, und als das mißlang, schloß er mit den Römern einen für ihn ehrenvollen Frieden. Das Land der Trevirer aber blieb von da ab unbestritten im Besitz der Römer.

---

40. Peter von Aspelt, genannt Aichspalter.

Zu Riol war um 1280 Pfarrer Peter von Aspelt, stammend von gewöhnlichen Hofbauern vom Hofe Aspelt bei Welschbillig im Trierischen. Er hatte nicht bloß Theologie studiert, sondern auch Heilkunde, und letzterer Umstand war die Staffel zu seinem Glück. Zunächst erwarb er sich durch seine Kunst die Gönnerschaft des Grafen Heinrich von Luxemburg. Seit 1290 war Peter Bischof von Basel geworden, da sandte ihn der Graf von Luxemburg zum Papste, daß er die zwiespältige Wahl seines zwanzigjährigen Bruders Balduin zum Erzbischof von Mainz bestätigen solle. Peter fand den Papst totkrank und heilte ihn durch seine Kunst. Aus Dankbarkeit ernannte dieser den gesetztern Peter statt des jungen Balduin zum Erzbischof von Mainz, aber Peter nahm es erst an, nachdem der Papst den Thatbestand ihm zu Schrift gestellt und zugesagt, für Balduin anderweit zu sorgen. Um alle Mißdeutung zu widerlegen, wirkte Peter nachdrücklichst dafür, daß Balduin später die erledigte Stelle des Erzbischofs von Trier erhielt. Und als fünf Monate später der Kaiser Albrecht ermordet wurde, da trachtete Peter danach, Balduins Bruder, seinen alten Gönner Heinrich von Luxemburg, auf den Kaiserthron zu erheben. Es gelang ihm nicht ohne Mühe, und gelang ihm zugleich, daß der neugewählte Kaiser dem Erzstifte Mainz große Vorteile und Freiheiten zusagte, Zölle und Abgaben, Ersatz aller Unkosten, die mit dem Wahlgeschäft zusammenhingen, Schutz gegen allerlei Feinde. Peter aber vergalt alle ihm erwiesene Freundschaft doppelt und dreifach. Denn er war es, der mit Hilfe des Bischofs von Prag die Böhmen bestimmte, sich an den Kaiser um Hilfe zu wenden, er war es, der die folgenschwere Heirat des Sohnes des Kaisers,

Johann, mit der Prinzessin Elisabeth von Böhmen vermittelte, er war es, der 1311 in der Prager Domkirche diesem Johann die Königskrone von Böhmen aufs Haupt setzte. Kaiser Heinrich starb auf seinem Römerzug, ferne der Heimat. Seines Sohnes Johann Hausmacht in Böhmen schien noch nicht gefestigt genug, auch steckte er noch so voll jugendlicher Thorheiten, daß Peters Blick anderswohin schweifte, einen Nachfolger zu suchen: auf Habsburg hatte er von den Zeiten seines Baseler Bistums her einen unversöhnlichen Haß geworfen. Darum lenkte er die Wahl der Kurfürsten auf Ludwig, den Baiernherzog. Wiederum ließ Peter sich reichen Entgelt vorher fest zusagen, und dann stimmte die Luxemburger Partei, insbesondere auch Balduin von Trier, des verstorbenen Kaisers Bruder, für Ludwigs Wahl. Im Jahre 1314 krönte Peter von Aspelt den neuen König zu Aachen. Am 4. Juni 1320 ist Peter gestorben und liegt zu Mainz im Dom begraben. Stolz und selbstbewußt, wie er im Leben war, ein Mann, der nicht um Fürstengunst buhlte, weil Fürsten vielmehr seine Gunst erstrebten, ein Mann, der Könige und Kaiser an Macht weit übertraf, denn sie waren Geschöpfe seiner Hand, so stolz und selbstbewußt tritt er uns noch jetzt im Bilde entgegen, auf seinem Grabstein im Mainzer Dom. Da steht er im erzbischöflichen Ornate und legt seine Hand segnend drei Männern auf das gekrönte Haupt, die, um eines Hauptes Länge kleiner als er, demütig zu ihm, dem Segnenden, aufblicken. Diese drei Männer aber sind die drei Könige, die Peter von Aspelt gemacht hat: Heinrich von Luxemburg, Johann von Böhmen, Ludwig der Baier.

---

41. Das Spinnerkreuz bei Mehring.

Auf der linken Moselseite liegt unterhalb Schweich Mehring, da steht auf der Spitze des Calvarienberges ein altes Kreuz, das heißt das Spinnerkreuz. Dort lebte vor langen Jahren ein Mann namens Spinner, der sah einmal zu, wie ein armer Sünder an den Galgen gehängt

werden sollte und sagte zu den Nebenstehenden: Ich möchte doch gern wissen, wie es dem da droben zu mute ist! Das hatte der arme Sünder gehört, und er sagte alsbald zum Henker: Halt, ich muß noch etwas bekennen, ich habe einen Mitschuldigen! Und zeigte sofort auf den Spinner und sagte: den da! Der Spinner wurde totenblaß, und ob er noch so sehr seine Unschuld beteuerte, er mußte mit ins Gefängnis, und der andere ward noch nicht gehenkt. Weil jener auf seiner Anklage beharrte, so wurde auch der Spinner zum Galgen verurteilt und beide zugleich zur selben Richtstatt geführt. Und wie der Henker dem Spinner, der zuerst daran sollte, den Strick um den Hals gelegt hatte, da schrie wieder der andere: Nun, wißt Ihr jetzt, wie es einem zu mute ist, der gehenkt werden soll? Und er wandte sich zum Richter und sagte: Der Mann ist unschuldig, so und so, und ich dachte, ich könnte ihm seinen Wunsch vielleicht erfüllen!

Der Spinner wurde in Freiheit gesetzt und kniete zur Erde nieder, Gott zu danken, und gelobte auf dieser Stelle ein Kreuz zu errichten, was auch geschehen ist.

---

42. Das Kloster Himmerode im Salmbachthal.

Bei Clüsserath, auch einer guten Weinlage, mündet der Salmbach. Wie er sich so sanft in die Mosel einschleicht, sieht man ihm nicht an, daß er auch tosen kann und öfter schon der ganzen Gegend verderblich geworden ist, so z. B. anno 1784. Hoch oben am Salmbache liegen in einsamem waldumkränzten Thale die Trümmer der Abtei Himmerode. Es stehen noch Portal und Seitenwände der Abteikirche, sowie die Hallen des Kreuzgangs, dem Einsturz nahe. Es war der Erzbischof Adalbero von Trier, der im Jahre 1139 die Benediktinermönche der Zisterzienser-Kongregation von Winterbach nach Himmerode versetzte. Das Kloster gelangte zu großer Blüte und zu bedeutendem Reichtum. Es ist die Grabstätte der Grafen von Vianden und der von Sponheim. Der letzte Abt war ein Herr von Pidoll, der

noch die Aufhebung und Zerstörung durch die Franzosen erlebte. Die ausgedehnten Klostergüter, die besonders im Weinbaugebiete der Mosel zerstreut lagen, erwarben die Grafen von Kesselstatt. Die Kirche war nicht allzulange vor ihrem Abbruch erst neu erbaut worden. Himmerode, das auch Himmelrath genannt wird, war das Mutterkloster von Heisterbach im Siebengebirge, das durch zwölf aus Himmerode dorthin berufene Mönche gegründet ward.

43. Die Nachtigallen im Kloster Himmelrath.

Der große Reichtum des Klosters Himmelrath verführte die Mönche unterweilen, von der Strenge ihrer Ordensregel nachzulassen und behaglich weltlichem Treiben sich hinzugeben. Die Sage erzählt, daß einmal der heilige Bernhard in eigner Person das Kloster besucht habe und mit Schmerz das gar so ungeistliche Wohlleben der Mönche wahrgenommen und scharf getadelt habe. Aber die Brüder achteten seiner Ermahnungen wenig. Als nun der heilige Mann des Abends in seine Zelle gegangen war, ließ das Nachdenken über die am selbigen Tage wahrgenommenen Schäden ihn nicht zum Schlafe kommen. Und wie er so wachend und sinnend dalag, da erhub draußen im Klostergarten eine Nachtigall ihr sehnsüchtiges Lied, und bald antwortete aus den Büschen eine andere und noch eine dritte aus dem nahen Walde. Der heilige Mann vergaß ganz seiner Gedanken und gab sich dem süßen Genusse hin, der Vöglein Gesange zu lauschen. So vergingen ganze Stunden, und immer noch sangen die Nachtigallen, bis endlich die lieblichen Töne für Sankt Bernhard zu einem Schlummerliede wurden. Wie er aber am Morgen wach wurde, da war ihm auf einmal klar, weshalb die Mönche so weltlich gesinnt waren: die Nachtigallen waren schuld daran, die hatten ihnen die Weltlust ins Herz gesungen. Da stellte sich der heilige Bernhard ans Fenster und bannte mit harten Fluchworten die verführerischen Vögel, und siehe da: seine glaubensstarken Worte übten Macht

über die unvernünftige Kreatur, am nächsten Abend war keine Nachtigall mehr zu hören, sie waren alle fortgeflogen und sollen die Salm abwärts und die Mosel abwärts geflogen sein und um das Kloster Stubben herum sich niedergelassen haben.

44. Leiwen.

Leiwen ist ein großes Dorf auf dem rechten Moselufer, unweit Trittenheim an einer Moselkrümme gelegen, rundum umgeben von reicher Ackerflur, Wald und Weinberg. Schon in einer Urkunde Karls des Großen wird es genannt, und zwar als Lyve, später Lyva und Livania. Leiwen ist der Geburtsort eines dereinst berühmten Schriftstellers, des Chorherrn zu St. Simeon in Trier, Johannes de Livania. Von ihm berichtet Tritheim in seiner Chronik bei dem Jahre 1375: „Er war in göttlichen und weltlichen Schriften wohl erfahren, ein begabter Redner, ein Dichter und Astronom, der keinem seiner Zeit weichen durfte, lebhaften Geistes, deutlichen Vortrags. Er schrieb in gebundener und ungebundener Rede, so gegen die erträumten Weissagungen des Minoriten Johann von Rochesise, gegen die Eitelkeit der Alchimisten drei Bücher, gegen die unwissenden Astronomen zwei Bücher, zur Verteidigung der astronomischen Bücher vier Bücher; eine Einleitung in die Astronomie zur Belehrung der Anfänger; eine Nativitätstellung." Danach muß dieser Mann auf der Höhe des Wissens seines Zeitalters gestanden haben und von Vorurteilen und Aberglauben verhältnismäßig frei gewesen sein. Es wäre interessant zu wissen, ob seine Schriften, die ja vor Erfindung der Buchdruckerkunst entstanden sind, noch irgendwo existieren, gedruckt oder ungedruckt.

45. Trittenheim.

Zwischen Obstbäumen versteckt, liegt das Dorf Trittenheim am linken Moselufer, vom Fluß halbinselartig umwunden. Wenn auch der Trittenheimer Wein eines treff=

lichen Rufes sich erfreut, so ist doch der dauernde Ruhm des Oertchens an den Mann geknüpft, der dort 1462 geboren ist, Johannes Tritheim oder Trithemius, den berühmten Abt von Sponheim.

Die Mutter starb, als das Söhnlein ein Jahr alt war, und als nachher sie ihm einen Stiefvater gab, da hatte Johannes es hart, zumal sein Geist rege war und er über alles gern studiert hätte. Der Knabe entfloh schließlich aus dem Elternhaus und ward in Trier aufgenommen, wo er eifrig lernte, von da ging es in die Niederlande und nach Heidelberg. Als er im Winter seine Heimat besuchte und dann mit einem Freunde über Kreuznach wieder nach Heidelberg wollte, da kehrten sie im Kloster Sponheim ein und verließen es bei gräßlichem Schneegestöber. Der Freund riet zur Umkehr ins gastliche Kloster, Trithemius wollte nicht, denn er sagte: „Du wirst sehen, dann bleibe ich dort!“ Endlich ging er doch mit um und — blieb wirklich dort. Nach 8 Tagen, am 1. Februar 1482, legte der junge Novize bereits das geistliche Kleid an und 17 Monate später wählten die Mönche ihn, den jüngsten, zu ihrem Abte. Nun begann ein reges wissenschaftliches Leben, der junge Abt ward ein eifriger Lehrer, es wurden Bücher über Bücher gesammelt, abgeschrieben, verfaßt, und im Jahre 1502 zählte die Bücherei zweitausend Bände. Sponheim wurde ein berühmter Mittelpunkt der Gelehrsamkeit und der Studien in Deutschland. Insbesondere ward der Abt als Geschichtschreiber berühmt und als Kenner geheimer Künste. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg berief ihn nach Berlin und hielt ihn jahrelang dort, um von ihm allerlei zu lernen. Auf Tritheims Rat hat er auch die Universität Frankfurt an der Oder gegründet, ist auch späterhin mit seinem Lehrer in Briefwechsel geblieben. Die Rückkehr nach Sponheim wurde Tritheim verleidet durch Zwistigkeiten der Mönche, er nahm lieber eine Abtstelle zu Würzburg an. Dort ist er 1516 gestorben. Die Bibliothek Tritheims ist nach Heidelberg gekommen und im 30jährigen Kriege mit den andern Büchern dieser Sammlung dem Papst geschenkt worden, wo sie noch heute als Bestandteil der Vatikanischen Bibliothek für viele Forscher höchst wichtig ist.

46. Der Abt Tritheim als Zauberer.

Der Abt Tritheim hat das Schicksal gehabt, daß man schon zu seinen Lebzeiten unheimlich zu ihm hinaufsah und ihn für einen Kenner verborgener Künste hielt. Nach seinem Tode aber ist er bald ähnlich wie sein ihm persönlich wohlbekannter Zeitgenosse, der Rektor der Lateinschule zu Kreuznach, der berühmte Doktor Faust, als Zauberer verschrien worden. Unter anderm ward von ihm erzählt, er habe einen Teufel in seinem Solde gehabt; einmal sei er im Frankenlande gereist mit einem kaiserlichen Rat, und sie seien in eine Herberge gekommen, da nichts Gutes zu essen und zu trinken gewesen. Da habe der Abt nur ans Fenster geklopft und gesagt: Adfer, d. h. bring her! da sei eine Schüssel mit einem gekochten Hecht zum Fenster hereingereicht worden und danach eine Flasche Wein; davon habe der Abt genossen, die andern aber nicht, weil sie einen Abscheu davor gehabt. Ein andermal hat er in Sponheim einem fremden Doktor, der sein Gast war, Wein vorgesetzt, aber es ist kein einziger Tropfen aus der Kanne herausgelaufen, obwohl der Doktor mit seinem Messer hineingestoßen hat. Andern Tags ward es dem Gaste unheimlich, sodaß er früher aufstand und nicht zum Imbiß bleiben, sondern fortgehen wollte. Aber sein Fuhrmann konnte den Wagen nicht auf die Straße bringen, die Pferde sprangen immer seitwärts und liefen so lange um das Kloster um und um, bis es den Doktor verdroß und er vom Wagen absprang und zu Fuße nach Kreuznach ging. Der Abt aber lag im Fenster und lachte.

Das Außerordentlichste aber, was von dem Wundermann erzählt wird, ist, daß er dem Kaiser Maximilian seine verstorbene Gemahlin, Maria von Burgund, beschworen hat. Der Kaiser sollte nur beileibe kein Wort sprechen, solange das Gespenst da sei. Sie gehen in ein besonderes Gemach, da tritt Maria herein, spaziert vor dem Kaiser herum, liebäugelt und lächelt ihn an. Und da der Kaiser eingedenk wird, daß Maria ein schwarz Flecklein hinten am Hals gehabt habe, so hat er darauf Acht und findet es auch also, als sie zum zweitenmal vorüberging. Da ist

dem Kaiser ein Grausen angekommen, und er hat mit Zittern und Zorn gesprochen: „Mönch, mache mir der Possen keine mehr!“ Es war nur ein Glück, daß der Kaiser sich überwunden hat und erst gesprochen, als die Erscheinung verschwunden war, denn es war darauf abgesehen, ihn vorher dazu zu bringen.

47. Die Märterkirche bei Neumagen und die thebaische Legion.

Etwas oberhalb Neumagen ist eine Kapelle, die heißt die Märterkirche. Es knüpft sich daran folgende Legende: Kaiser Maximian, der Mitregent Diokletians, schickte die thebaische Legion, Leute aus der Gegend von Theben in Ober-Aegypten, fast lauter christliche Soldaten, nach Gallien zur Bekämpfung eines Aufstandes. Als die thebaische Legion sich weigerte, unschuldiges Blut zu vergießen, wurde jeder zehnte Mann von ihnen niedergehauen und so noch ein zweites Mal. Und als der Rest nach Trier kam, forderte der kaiserliche Statthalter Rictius Varus sie auf, den Göttern zu opfern. Als sie das nicht wollten, wurden sie alle umgebracht, und andern Tags auch der christliche Burgemeister von Trier, Männer, Frauen und Kinder. Manche dieser Soldaten-Märtyrer sind noch lange Jahrhunderte hindurch gefeiert worden, z. B. die ermordeten Anführer: Gereon, Victor, Thyrsus, Florentinus. Die Leichen wurden zur Mosel geschleift und in den Fluß geworfen, also daß das Wasser sich rötete und das Ufer entlang ein Blutstrom sich hinzog bis gen Neumagen. Genau an der Stelle, wo der purpurne Streifen endlich verschwand, ist die Kapelle gebaut worden, die zum Gedächtnis der Ermordeten die Märterkirche genannt worden ist.

48. Die Konstantinsburg zu Neumagen.

Neumagen liegt in einer lachenden kleinen Ebene, unweit der Mündung der Thron, ganz umgeben von prächtigem

Weinbaulande. Hier erreichte die alte Römerstraße die Mosel, von Bingen her über Kirchberg und den stumpfen Turm führend. Diese Straße ist im Jahre 370 n. Chr. der Dichter Ausonius gefahren, und wie er oben auf die Höhe kam und nach mühsamer Wanderung durch die dunklen Forsten des Soon die Mosel zuerst sah, das schildert er so:

„Endlich winkt sie, die herrliche Burg von weiland Kaiser
Konstantin: Neumagen im vorderen belgischen Lande.
Hier weht reinere Luft, und in heiterem, sonnigem Glanze
Thut er sich wiederum auf, der purpurfarbene Himmel;
Nicht mehr durch das Gehege der dichtverschlungenen Aeste
Suchen wir ihn und finden nur immer waldige Dämmrung:
Nein, jetzt hebt sich das Auge, von Fesseln frei, zu dem
Aether,
Schweift in der Lüfte Glanz, in die ungemessene Ferne.
Ach, das mutet mich an, als säh ich die schimmernde Heimat
Vor mir, mein Bordeaux! derselbe liebliche Anblick:
Prächtige Villen, wie dort, auf Ufers Höhen gegründet,
Hügel, wie dort, mit Reben umgrünt, und freundliche
Wasser,
Leises, sanftes Gemurmel der ruhig fließenden Mosel!“

Diese herrliche Burg Konstantins ist bis auf den letzten Rest geschwunden, doch hat ein glücklicher Zufall gewollt, daß man noch eine erkleckliche Anzahl denkwürdiger Erinnerungen und Reste aufgefunden hat. Hinter der heutigen Pfarrkirche standen die Trümmer des wittgensteinischen mittelalterlichen Schlosses, genannt die Helenenburg. Als man 1877 den letzten Rest dieser Trümmer, eine Schiefermauer, entfernte, stieß man auf ein römisches Relief, und es ergab sich, daß in die Fundamente der Burg lauter römische Denkmäler, Inschriftsteine, Altäre, Bruchstücke von Bauteilen u. s. w. vermauert waren. Diese Reste zeigten sich völlig unverwittert, weder Nasenspitzen noch Finger waren abgestoßen, alles so scharf, als kämen die Sachen eben aus der Werkstätte des Bildhauers.

Niemals sind bis jetzt in den einst römischen Gebieten Deutschlands so zahlreiche und wichtige Werke des Altertums zu Tage gefördert worden, wie von 1877 bis 1884 zu Neumagen. Zumeist sind es Teile von Grabdenkmälern vornehmer und reicher Personen, in Kalkstein oder Sand-

stein gemeißelt. Einige zeigen Meergötter, Seetiere und Gottheiten, die meisten hingegen Szenen aus dem täglichen Leben, so ist eine Schule zu sehen, ein Kontor, wo Geld gezählt wird und Geld abgeliefert, eine Wage, worauf Wolle gewogen wird, ein tanzendes Mädchen, das eine Weintraube in der hoch erhobenen Linken hält, die Männer tragen fast alle das gallische Sagum, d. h. einen bis auf die Kniee reichenden, weiten Mantel mit Aermeln und einer Kapuze, ähnlich einer Mönchskapuze; eine Frau hat Socken an, und zwar ist für die große Zehe ein besonderes Häuschen gestrickt. Besonders merkwürdig sind die zahlreichen auf den Weinbau bezüglichen Denkmäler. So sind große strohumwundene, doppelhenkelige Weinkrüge dargestellt, ein auf einem Wagen liegendes Weinfaß, zwei als freistehende Gruppen gearbeitete Schiffe, deren Kiel in einen Delphin ausläuft und die von zahlreichen Ruderern besetzt sind. Dies ist auch nötig, denn die Schiffe sind schwer beladen mit Weinfässern, die wie in einem Keller nebeneinander liegen. Die Schiffsleute sind derbe, bärtige Landeskinder, besonders gelungen ist der Kopf eines Steuermannes: er lacht mit dem ganzen breiten Gesichte und lehnt die Wange teils wegen der Enge des Raums, teils um den Weingeruch behaglich einzuatmen, fest und liebevoll gegen ein Weinfaß, als wollte er sagen: Ich und mein Fäßchen sind immer beisammen, Niemand versteht sich so herrlich als wir! Die Ausgrabungen von Neumagen füllen eine Reihe von Sälen im Provinzialmuseum zu Trier, und keiner, der nach Trier kommt, möge versäumen, sich diese merkwürdigen, zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Bemalung prangenden Denkmäler anzusehen.

---

49. Konstantins Kreuz auf Kron.

Von Neumagen aus zieht die alte, zum großen Teil jetzt noch erhaltene Römerstraße, genannt der Rimweg, auf dem Gebirgskamm des rechten Moselufers auf Trier zu. Etwa eine Stunde von Neumagen, am Layenberg, heißt

eine Stelle noch heute „auf Kron". Dort soll Konstantin jenes himmlische Zeichen erblickt haben, als er mit seinen Legionen auszog gegen seinen Nebenbuhler Maxentius. Es war am Nachmittag, so erzählt der alte Kirchenhistoriker Eusebius, als die Sonne zu sinken begann, da erhob sich ein aus Lichtstrahlen gebildetes Kreuzeszeichen am Himmel, gegen die Sonne zu geneigt, und wie der Kaiser die Erscheinung betrachtete, da erkannte er die Worte in griechischer Schrift: hierin wirst du siegen! Keiner seiner Umgebung mochte ihm das Zeichen zu deuten. Und als er in der Nacht entschlief, sah er im Traume Jesum, der ihm gebot, nach dem Bilde der Erscheinung ein Kreuz anfertigen zu lassen, das hinfüro an Stelle einer Fahne in der Schlacht dem Heere voranwehen solle. Der Kaiser ließ alsbald eine silberne Lanze arbeiten, mit Goldplatten belegt, der ein Querarm die Kreuzform gab. Darüber schwebte eine goldene Krone, mit Edelsteinen besetzt, und darunter das sogenannte Monogramm Christi, d. h. die Buchstaben CHR. An den Kreuzesarmen wehte eine Purpurfahne, an der Lanze selbst waren die Brustbilder des Kaisers und seiner Söhne angebracht. Labarum hieß das geheimnisvolle Banner, und unter diesem Zeichen siegte Konstantin und mit ihm der Christenglaube. So genau der älteste Kirchengeschichtschreiber, Eusebius, diese Begebenheit erzählt, so schweigt er doch völlig über den Ort, wo die Erscheinung dem Kaiser gekommen sei. Aber da Konstantin hier in Neumagen residirte, und da die Ueberlieferung sich fest an den Berg „auf Kron" anheftet, so muß es ja wohl hier sich zugetragen haben.

---

50. Thron.

Gleich unterhalb Neumagen lenkt stürmisch zur Mosel hin der wilde Hunsrückbach, die Thron; ihren Ungestüm zu hemmen und für die Schiffahrt unschädlich zu machen, hat man neuerdings die Mündung durch Querdämme gesperrt, so daß die Thron gezwungen wird, in einem sehr spitzen Winkel und mit gemildertem Gefälle in die Mosel einzu-

lenken. Hier ist klassischer Boden: Drahonus heißt das Flüßchen bei Ausonius. An seinem Oberlauf liegt der „Stumpfe Turm", eine Römerbefestigung an der alten Römerstraße, die von Bingerbrück über Stromberg und Kirchberg nach Neumagen führte. Vier Festen hatten sich im Mittelalter an dieser Heerstraße angesiedelt: Baldenau, Bischofsthron, Hunolstein und Gräfenthron. Dann nimmt die Thron das Thrönchen auf, an dem Thronecken liegt, jene alte Feste, die dem grimmen Hagen im Nibelungenliede den Beinamen verlieh: Hagen von Thronei. Ja, viele Gelehrte verlegen dorthin auch Siegfrieds Tod, den erst spätere Dichter in dem Odenwald sich hätten ereignen lassen. Unweit der Mündung der Thron breitet sich ein mächtiges, nach Süden schauendes Weingebirge aus, an dessen Fuße, von der Mosel aus nicht sichtbar, das Dorf Thron liegt. Einst hatte die Abtei Tholei bei St. Wendel hier reichen Besitz, aber auch das Erzstift Trier. Die Vögte der Abtei haben dann sich unabhängig gemacht und eine eigene Herrschaft Thron gegründet. Diese hat Napoleon seinem Marschall Berthier geschenkt, als Lohn für treue Dienste, und sie bildete nebst andern Höfen das neugebackene Fürstentum Wagram. Aber Berthier hat nach den russischen Niederlagen, edelmütig genug, seine Weingüter verkauft und den Erlös der Staatskasse überwiesen. Auch die Probstei Thron wurde verkauft, doch in den Händen unternehmender Weingutsbesitzer hat des Throners und des Emmelers Name seinen guten Klang treulich bewahrt, ja vielleicht ist der Klang noch voller geworden als ehedem.

51. Die Burg des Bischofs Nicetius.

Venantius Fortunatus, der uns die Moselfahrt mit König Siegebert beschrieben, hat auch in einem Gedichte die Burg verherrlicht, die der Bischof Nicetius sich als Feste und Sommersitz an der Mosel erbaut hatte. Nicetius war ein thatkräftiger Mann, von 527—566 Bischof zu Trier, und hat die austrasischen Könige, die zu Metz herrschten,

oft hart gescholten, drob hat ihn König Chlotar sogar verbannt, doch dessen Sohn Siegebert rief ihn zurück. Leider wissen wir nicht genau, wo die Burg des Nicetius lag, doch dürfen wir sie schwerlich viel weiter moselabwärts als Neumagen suchen. Da nun die Lage des unterhalb der Thronmündung zur Mosel ziehenden breiten Weingebirges der Schilderung des Dichters so ziemlich entspricht, da auch ein jetzt verschwundenes Dorf Madelingen daselbst gelegen hat, dessen Namen dem Orte Mediolanum des Fortunatus entspricht, so suchen viele Forscher hier die Burg des Nicetius, andere allerdings weiter abwärts, da wo die Ruine Bischofsstein liegt, oder dieser gegenüber bei Burgen. Leider sind nirgends Mauerreste nachzuweisen, doch hat man wohl auch nicht danach gesucht. Wie sehr aber solche Reste schwinden können, wenn man nicht absichtlich sie erhält, zeigt das Beispiel von Trier und Neumagen. Die Burg hatte eine mit 30 Türmen versehene Ringmauer, die um den ganzen Hügel zog. Fortunatus schildert sie folgendermaßen:

„Auf den Gipfel des Felsen gebaut, erglänzet die Hofburg,
Und ein gewaltiges Haus türmt sich, ein Berg auf dem Berg.

Marmorne Säulen ragen und stützen die hohen Balkone,
Wo er im Sommer hinab schaut auf die Nachen im Strom.

Dreifach übereinander getürmt auffsteiget das Bollwerk,
Ganze Morgen, so scheints, sind hier mit Bauten bedeckt.

Unten bewässern Kanäle das Land aus dem schlängelnden Bächlein,
Mühlen, gerafft von der Flut, mahlen Getreide dem Volk.

Und an dem steinigen Hang sind gepflanzt weichsaftige Trauben,
Wo sonst rauhes Gestrüpp, wird jetzt die Rebe gebaut.

Bäume stehen umher, mit den edelsten Früchten beladen,
Und in der Frühlingszeit blüht es und duftet es rings."

Man möchte wohl annehmen, daß der Bischof die jedenfalls damals in Masse vorhandenen Trümmer der zerstörten Konstantinsburg zu seinem Bau mitbenutzt habe, ja, daß vielleicht das Vorhandensein jener Werkstücke ihm An-

laß gewesen sei, gerade bei Neumagen seine Feste zu bauen, denn in der Frankenzeit fehlte es nicht an mutigen Kriegern, wohl aber an geschickten Handwerkern.

---

52. Piesport.

Auf dem linken Moselufer, an einer Stelle, wo ganz steile mächtige Berge zum Teil in Form von Felswänden senkrecht in die Mosel hinuntergehen, liegt Piesport, so enge zwischen Fels und Fluß geschmiegt, daß die Häuser kaum Platz finden. Der Name des Ortes ist wohl deutschen Ursprungs, gleichwie des benachbarten Reinsport. Von uralten Zeiten her ist der Piesporter Wein besonders berühmt und geschätzt wegen seiner Fülle und seiner dem Rheinwein ähnlichen Blume: es ist Rieslingwein. Nur im 18. Jahrhundert hat man zeitweise die Rieslingtraube durch andere Sorten ersetzt, zum großen Schaden für Piesports Ruf, bis man dann späterhin wieder zum Riesling zurückgekehrt ist. Der Bau der Weinberge ist hier besonders mühselig: die Bergwand ist stellenweise so steil, daß nackte oder mit Gestrüpp bedeckte Felsflächen die Weingartenfläche oft unterbrechen, aber wo nur ein kleines und kleinstes Plätzchen eben zu gewinnen war, da stehen Weinstöcke, an mehreren Stellen gehen sie bis dicht an den Fluß hinunter. Nirgends besser als hier paßt die Schilderung des Ausonius noch jetzt:

„Bis zum obersten Gipfel der steil aufsteigenden Bergwand
Gehn vom Gestade der Mosel hinauf die grünenden Ranken.
Fröhlich ist bei der Arbeit das Volk, und geschäftige Winzer
Machen sich bald zu thun auf der Höh und bald an dem Abhang;
Neckisches Rufen ertönt um die Wette. Da hemmt wohl der Wandrer
Drunten am Ufer den Schritt, und er und der Schiffer im Kahne
Singen ein Spottlied wohl auf die Faulen, das hallt aus dem Felsen
Wieder, aus Wipfeln des Waldes und aus des Flusses Gewölbe.“

Auch paßt nirgends besser als hier seine Schilderung von der Spiegelung im Wasser:

„. . . seht, wie zittert der Traube
Schemen, kristallener Flut entwächst ein strotzender Weinberg,
Jeglicher Stock so klar, der Schiffer er könnte sie zählen,
Der die Mosel durchfährt in dem holzgezimmerten Nachen!"

Denn in der That, meist ist die grüne Moselflut so klar und ruhigfließend, daß sie bis in alle Einzelheiten getreu die Uferberge wiederscheinen läßt.

---

53. Das Kloster Klausen.

Von Piesport aus windet sich ein steiler Weg bergan, er führt den Wanderer in etwa einer Stunde nach Klausen, das einsam und friedlich an einem gegen den Salmenbach gekehrten Abhang sich hinlagert. Es ist ein Wallfahrtsort, ein wunderthätiges Marienbild hat dorthin seit Jahrhunderten viele Andächtige hingezogen. Man erzählt vom Ursprung dieser Wallfahrt folgende Legende: Um das Jahr 1440 lebte zu Esch an der Salm ein Landmann, namens Eberhard. Ihn trieb es unwiderstehlich, der heiligen Maria etwas zu stiften, vielleicht gar eine Kirche. Zu Trier schenkte man ihm ein Bild der schmerzhaften Mutter Jesu, ein Glöcklein und einen Leuchterstock. Da baute er ein Heiligenhäuschen und sich selbst ein Häuslein daneben. Wie nun daselbst mehrere Heilungen geschehen waren und sogar der Ritter Gotlfried von Esch aus Dank vor dem Bild hatte eine Messe lesen lassen, da erregte dies den Neid der Geistlichkeit. Wie aber Eberhard gar den Bau einer kleinen Kirche begann und dem von Trier gen Koblenz reisenden Kardinal Cusanus den Bau zeigte, da schalt dieser sein Beginnen eitel Thorheit und Aberglauben. Cusanus aber erkrankte in Koblenz bei seiner Schwester, der Schulheißenfrau Breysigerin, und wie er so da im Fieber lag, reute ihn sein hartes Wort, das er zu dem frommen Eberhard gesprochen, er widerrief alles und unter-

stützte den Kirchenbau. Der ward nicht ohne Wunder vollendet, denn als Eberhards Fäßchen leer war, aus dem er den Bauleuten zu trinken geben wollte, da füllte es sich von selbst wieder, also daß man noch heute in dortiger Gegend sich ein Eberhardsfäßchen zu wünschen pflegt. Cusanus aber ward wieder gesund. Eberhard ist später in seinem Kirchlein, Eberhardsklausen genannt, beigesetzt worden. Ehe zehn Jahre um waren, stand auch ein Kloster da, von Augustinermönchen bewohnt. In der französischen Zeit wurde die Eberhardsklause aufgehoben, und das Kirchlein ist seitdem die Pfarrkirche der Nachbarorte. Bei Klausen hat auch einmal eine Schlacht stattgefunden, und zwar 1735 im polnischen Erbfolgekrieg. Es galt damals, die Franzosen aus dem Erzstifte Trier zu vertreiben: die kaiserliche und Reichsarmee sammelte sich bei Mainz, ging über Bingen, Bretzenheim, Stromberg, Kirchberg, kam bei Bernkastel an die Mosel und marschierte dann auf dem linken Flußufer weiter aufwärts. Zweitausend französische Grenadiere traten am Salmbach ihnen entgegen, es war am 20. Okt. 1735, diese mußten unter Verlust von etlichen hundert Toten und Verwundeten das Feld räumen, und die gesamte französische Armee zog es daraufhin vor, bis ins Luxemburgische zurückzuweichen. Da kam der Friedensschluß dazwischen.

---

54. Ein Wunder durch das Gnadenbild zu Klausen.

Eine Frau aus dem Dorfe Wambach im Luxemburgischen hat einmal im Zorn zu ihrem fünfjährigen Töchterlein gesagt: Fort mit dir, in Teufels Namen! und da ist das Kind fortgelaufen, über Berg und Thal, durch Wälder, wo Füchse und Wölfe heulen und der Sturmwind braust. Die Mutter hatte ihres Zornes längst vergessen, aber das Kind war verschwunden: umsonst, daß sie überall sucht in Haus und Feld, im ganzen Dorf, das Kind blieb fort. Die Nachbarn begehen andern Tags die ganze Flur, man durchfragt alle Dörfer in der Runde: das Mägdelein blieb verschwunden! Da betet die angstvolle Frau inbrünstig-

lich zur Maria und gelobt eine Messe, in Klausen darzubringen. Drei Tage lang war das Kind schon fort, und am vierten Tag, wo das Meßopfer zu Klausen vollbracht werden sollte, geht die Mutter, begleitet von Freunden und Nachbarn, nochmals in den Wald. Und gegen zehn Uhr, eben in dem Augenblick, als der Priester zu Klausen für des Kindes Wohl das Dreimalheilig spricht, da hören sie aus dem Dickicht eine fröhlich singende Stimme. In höchster Aufregung biegt die suchende Schar die Aeste zur Seite, und siehe! da sitzt das Mägdlein, Blumen in der einen Hand und einen grünen Zweig in der anderen. „Wo kommst du her?“ fragen gleichzeitig viele Frager, „wo hast du gesteckt? was hast du gegessen?“ Das Kindlein antwortet: „Ich war ja mit der Mutter, sie hat mich ja geführt, ein Licht trug sie in der Hand, ein weiß Hündlein lief uns zur Seite.“ Da sagten alle: das ist nimand anders gewesen, als die heilige Maria, wie könnte sonst das Mägdlein vier Tage ohne Speise geblieben sein und frisch und gesund sein, dazu herzensfroh und getrost in dem wilden Walde? Und führten es dankbar und selig wieder heim.

---

55. Noch ein Wunder durch das Klausener Gnadenbild.

Als Graf Engelbert von Nassau-Dillenburg mit Karl dem Kühnen vor die Stadt Nanzig gezogen war und jede Nachricht von ihm fehlte, da gelobte seine fromme Hausfrau Zimburgis, sie wolle gen Klausen eine Wachskerze opfern, so schwer wie ihr Engelbert wiege samt Harnisch und Waffen. Und am zweiten Tage danach kommt ein Bote und berichtet, ihr Gemahl sei heil in Straßburg, wenn auch gefangen, die Feinde begehrten hohes Lösegeld. Das gab die Gräfin mit Freuden und gab auch die Kerze, was keine Kleinigkeit war, denn Graf Engelbert war ein überschwerer Mann. Und so leuchtete die Riesenkerze an die hundert Jahre lang jedesmal an den höchsten Festen, bis einmal zur Nachzeit Diebe in die Kirche einbrachen. Die zündeten zu dem Werke der Finsternis die geweihte

Kerze an, doch beim Weggehen ließen sie sie ruhig brennen. Wie der Küster morgens öffnete, merkte er wohl den Diebstahl, aber nicht zugleich, daß die Kerze brannte. Erst nach mehreren Wochen entdeckte man durch Zufall den Schaden, denn der Docht war immer tiefer hineingebrannt, das äußere Wachs aber war stehen geblieben und bildete eine Ringmauer um die Flamme. Die Kerze war hohl bis unten hin und konnte fortan nicht mehr dienen.

56. Minheim. Die Marienrosen.

Zu Minheim hing am Waldesrande an einem Baume lange Zeit ein Marienbild, und rund herum sprossen wilde Rosen und umrankten das Bild. Ein Mägdlein aber kniete dort jeden Tag und flocht die Rosen zum Kranze und setzte den der lieben Maria aufs Haupt, und dem Jesuskindlein gab sie einen Rosenstrauß in die Hand. Und weil das Mädchen so fromm war, so blühten die Rosen immer fort weiter, den ganzen Sommer lang, bis in den Herbst hinein, und jeden Tag kniete das Kind da und flocht jeden Tag sein Kränzlein. Da wurde das Mägdlein krank, und die Krankheit wurde immer schlimmer, also daß es das Bett nicht verlassen konnte. Es blieb aber geduldig und gottergeben, und jammerte es nur das eine, wer nun die liebe Maria schmücken sollte, wenn es stürbe. Und in diesem Gedanken ist es eines Tages selig entschlummert. Wie man aber an das Marienbild kam, siehe! da waren mitten im Winter der Rosenhecke Blumen entblüht, weiße und rote, und hatten sich an dem Bilde emporgerankt. Und wie man das Mägdlein zu Grabe trug, da schmückte ein weißer Rosenkranz seine Stirn, und ein roter Rosenstrauß lag auf seinem Herzen.

57. Ohligsberg, Winterich und Filzen.

Oberhalb Winterich, an dem rechten Moselufer, erhebt sich der Ohligsberg; den Namen hat er von einer Kapelle

zum Oelberg, die dort steht. Auf diesem Berge wächst einer der allerfeinsten Moselweine, feurig und lieblich, dabei duftig und zart. Der anstoßende Neuberg, der sich ein Bachthal entlang zieht, ist dem Ohligsberger nahe verwandt und geht im Handel gemeiniglich als solcher. Die beiden Berge sind nicht sehr umfangreich und bringen in guten Jahren zusammen etwa 50 Fuder. Die Reben sind ausschließlich Riesling, der Boden ein höchst bröckliger Schiefer. Etwas moselabwärts von Winterich liegt Filzen und dabei ein stattlicher Klosterbau, einst ein Frauenkloster des Minoritenordens, um 1450 gestiftet. Berühmt war das Kloster niemals. In einem Visitationsberichte von 1569 heißt es, daß acht Nonnen da seien, sie seien aber sehr arm und erwürben sich durch harte Arbeit Unterhalt und Kleidung. Zwei seien auch abtrünnig geworden, die Irmina habe einen Schneider aus Bernkastel geheiratet und die Susanna wohne mit ihrem Mann in Veldenz. So ist die Aufhebung des Klosters wohl nur von wenigen bedauert worden; die Kirche ist Pfarrkirche geworden, die andern Gebäude sind Privatbesitz.

---

58. Der Brauneberg.

Auf dem linken Moselufer zieht sich von Kesten und Monzel bis zur Mündung der Lieser hin ein gleichmäßig sanft zur Mosel sich abdachender, dabei hoch ansteigender, ganz mit Reben bedeckter Berg, das ist der weltberühmte Brauneberg. Die Mosel fließt hier nach Nordosten, so daß der Abhang des Braunebergs gegen Südost liegt, also der Morgensonne und Mittagssonne zugewandt. Dusemond liegt gerade dem Brauneberg gegenüber. Der Boden ist leicht, darum gedeiht hier außer dem Riesling besonders gut die Kleinebergertraube. Deshalb ist in guten Weinjahren der größere Teil des Brauneberger Weines minder voll und schwer wie die reinen Rieslinglagen von Piesport, Graach, Bernkastel und Zeltingen. Der Brauneberg ist so ausgedehnt, daß in guten Jahren 800 Fuder daselbst wachsen können. Die Orte Filzen, Dusemond, Mülheim

und Lieser teilen sich in den Besitz des kostbaren Berges. Auch die Gemarkung des Dörfchens Monzel, das an dem obern Ende des Brauneberges auf der Höhe liegt, rechnet sich noch gern zum Brauneberg.

Uebrigens werden gerade die gefeiertsten Weinlagen gerne mißbraucht. Jeder Krätzer, besonders draußen im Lande, fern von der Mosel, möchte gern die Ehre haben, im Brauneberg gewachsen zu sein, und so ist es geschehen, daß auf den Weinkarten der Name dieses Königs unter den Moselweinen meist Gewächsen höchst zweifelhafter Herkunft beigelegt wird. Dem Zeltinger gehts gerade so. Der Kenner läßt sich darum aber nicht täuschen, er lächelt darüber nur, und wo ihm richtiger, echter Brauneberger vorgesetzt wird, da spitzt er die Lippen und führt erwartungsvoll und in andächtiger Stimmung das Glas zum Munde.

---

59. Die Grafschaft Veldenz.

Bei Mülheim an der Mosel führt ein liebliches Wiesenthal, vom Hinterbach durchflossen, den Wanderer in einer halben Stunde nach dem Flecken Veldenz, den die Burgruine Veldenz von waldiger Höhe überschaut. Die fränkischen Könige von Austrasien verliehen dies Thal der Kirche von Verdun und zwar ausdrücklich deshalb, weil jene Kirche kein Gebiet hätte, wo sie ihren Wein hernehmen könnte. Diese Bemerkung der alten Urkunde öffnet uns überhaupt die Augen über den Weinbau im Mittelalter und den Umstand, daß soviele einzelne Höfe und Dörfer an der Mosel oft weit entfernt liegenden Kirchen und Klöstern vergabt wurden. Das Bedürfnis des christlichen Gottesdienstes, zum Meßopfer Wein haben zu müssen, war es, was besonders auch das Moselthal in sehr alten Jahrhunderten schon zu einem reichen Weinbaugebiet gemacht hat.

Die Grafen des Nahegaues besaßen zur fränkischen Zeit die Schmidtburg und die Kirburg bei Kirn, die Beimburg (Bamberg) und Moschel-Landsberg an der Alsenz und viele Dörfer im Nahegebiet, sie waren es, die auch Veldenz

als Lehen von Verdun erwarben, bedurfte doch das fernliegende Verdun eines starken Verwalters seiner Güter: ihm war es genug, wenn nur die Weinlieferungen regelmäßig eintrafen. In Veldenz herrschten also eine Reihe Grafen; Heinrich III. von Veldenz wurde durch seine Gemahlin zugleich mit dem Markgrafen von Baden Erbe der Grafschaft Sponheim. Nachmals kam durch Heirat und Vererbung Veldenz an Pfalz-Zweibrücken. In der Herrschaft wurde schon frühe die Reformation eingeführt, infolgedessen bis auf den heutigen Tag in dem zwei Stunden langen und anderthalb Stunden breiten Ländchen Veldenz die Bewohner vorwiegend evangelisch sind, und zwar in den Ortschaften Mülheim und Dusemond an der Mosel, sodann in Veldenz und drei andern.

Im dreißigjährigen Kriege hatte Kurtrier versucht den katholischen Gottesdienst in Veldenz wieder einzuführen, aber im westfälischen Frieden wurde bestimmt, daß es bei der Reformation sein Bewenden müsse haben, sintemal im Jahre 1624 alles daselbst evangelisch gewesen sei. Unter Ludwig XIV. sollte durch Beschluß der berüchtigten Reunionskammern auch Veldenz französisch werden, jedoch dem Pfalzgrafen verbleiben, falls er nur die Oberhoheit Frankreichs anerkenne; der Pfalzgraf Leopold Ludwig, der das nicht wollte, lebte darum grollend und protestierend jahrelang zu Straßburg, bis endlich die sponheimischen Lande und mit ihnen Veldenz an Deutschland zurückgegeben wurden. Nach dem Aussterben der Linie Pfalz-Zweibrücken 1694 wurde Veldenz nach langen Erbstreitigkeiten 1733 kurpfälzisch und blieb es bis zur französischen Revolution.

---

60. Der Treuring. Eine Sage aus Veldenz.

Ein Ritter aus Veldenz war in den Kampf gezogen und hatte beim Abschied seiner Braut einen Treuring gegeben. Wie er aber gar nicht wiederkam und die Maid gar so viel um ihn weinte, da wollte ihre Mutter sie

trösten und sagte: „Gib mir den Ring her, denn da ist ein Zauber drin, dein Ritter ist tot, und du sollst nicht dein ganzes Leben um seinetwillen vertrauern."

Und die Mutter nahm den Ring und warf ihn in den tiefen Brunnen. Aber nach wenig Tagen, als die Magd Wasser schöpfte am Brunnen, da zog der Eimer das Ringlein mit aus der Tiefe. Da sagte die Mutter: „Bricht Wasser nicht den Zauber, dann wird es die Erde thun," und vergrub den Ring im Garten. Aber wie im Sommer blühende Bohnen sich an der Laube emporrankten, da hielt eine Bohnenranke den Ring umschlossen, und er wuchs mit der Ranke in die Höhe, bis das Mädchen ihn glitzern sah und ihn wieder an den Finger that. Da wurde die Muttea gar zornig und sagte: „Das Feuer kann auch den stärksten Zauber lösen, wir wollen das Ringlein in das Herdfeuer werfen!" Aber die treue Braut wollte ihren Ring nicht lassen und lieber zeitlebens weinen.

Wie nun die Mutter gewaltsam die Tochter zum Herde riß, da ging die Thüre auf, und der totgeglaubte Bräutigam war wiedergekommen, und die Traurigkeit war auf immer verschwunden, ohne daß der Zauber gewaltsam gebrochen ward.

61. Johannes von Lieser.

Von Lieser, seinem Geburtsorte, hat ein berühmter Theologe des 15. Jahrhunderts den Beinamen Lysura angenommen: Johannes von Lieser. Als Geistlicher in Mainz war er der Ratgeber des dortigen Erzbischofs, auch sein Gesandter bei dem Konzil zu Basel 1438, das die Aufgabe haben sollte, die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren. Dort vertrat er, gleichwie sein Freund, der berühmte Nikolaus von Cues, die Auffassung, daß die Konzilien über dem Papste stünden. Die Beschlüsse des Kurvereins zu Rhense 1446, wonach die Kurfürsten dem Papste Eugen IV. die Anerkennung auf so lange verweigern, bis er die Obmacht der Konzilien anerkannt habe, sind von Lysura entworfen worden. Der Sieg der

in Basel versammelten Väter schien nicht mehr zweifelhaft, da gab des Papstes Geheimsekretär, Aeneas Sylvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., seinem Herrn den Rat, er möge den Kurfürsten von Mainz umzustimmen versuchen und zwar dadurch, daß er vier von ihm namentlich bezeichnete Räte desselben mit Geld bestäche, vornehmlich den Lysura. „Gold beherrscht die Höfe," sagte Piccolomini, „öffnet alle Ohren, und ihm gehorchet alles". Zweitausend Goldgulden wurden also unter die vier Räte verteilt, und das Gift ward aus dem Kurverein ausgedrückt, d. h. alles aus den Beschlüssen entfernt, was dem Papste anstößig war. Die bisherigen Gesinnungsgenossen der beiden berühmten Moseler aber sagten:

Cusa, Lysura pervertunt omnia jura d. h.
Cues und Lieser die zween das Recht von Grunde verdrehen,

denn auch Nikolaus von Cues hatte sich wieder auf die päpstliche Seite geschwenkt. Johann von Lieser starb 1459 und liegt in der Karthaus bei Mainz begraben.

62. Bernkastel.

Nicht groß, aber doch sehr stattlich und altertümlich stellt sich das jetzige Kreisstädtchen Bernkastel dar. Eng nur ist der Raum, der zwischen Mosel und Gebirge bleibt, und die Häuslein müssen zum Teil die steilen Hänge hinaufklettern. Einst schirmten feste Mauern, mit acht Türmen bewehrt, die Stadt, darunter die weitberühmten beiden Mandattürme, die von den Franzosen abgebrochen wurden, um die Baustoffe beim Bau der Feste Montroyal zu verwerten. Auf stolzer Höhe moselaufwärts heben sich die Trümmer der Bernkasteler Burg. Der Name des Ortes kommt zuerst im 7. Jahrhundert beim Weltbeschreiber von Ravenna vor, und zwar als Princastellum, es scheint also dem Namen nach zu urteilen eine deutsche Gründung zu sein. Urkundlich wird Bernkastel 1036 zum erstenmal erwähnt, indem sich Adalbero, der zu Gunsten Poppos auf die Würde eines Trierer Erzbischofs verzichtete, als Herr von

Sierk, Saarburg und Bernkastel bezeichnet. Damals scheint der erzbischöfliche Stuhl das erste Anrecht an Bernkastel erworben zu haben. Nach und nach aber kettete Trier den Ort immer fester an sich; im Jahre 1277 baute Erzbischof Heinrich von Vinstingen die Burg neu auf, und Boemund, sein Nachfolger, zierte sie mit Sälen, Kemenaten, Türmen und Brustwehr, ließ auch dem Ort, den die Burg beschützte, 1291 durch Kaiser Rudolf von Habsburg Stadtrechte verleihen.

Im 30jährigen Kriege hat 1639 die verbündete schwedische und französische Armee, über Kreuznach und Kastellaun herrückend, die Burg beschossen. Was jedoch die Kriege verschont hatten, das endete kläglich durch eine elende Feuersbrunst. „Im Januario des Jahres 1692," so wird uns berichtet, „ging in dem kurtrierischen Amtshause Bernkastel ein Feuer auf, wodurch dasselbe ganz abbrannte. Seiner kurfürstlichen Gnaden an Raritäten, schönen Schildereien und andern Stücken über die 70000 Reichsthaler wert Schaden geschahe." Bei der Anwesenheit des Kronprinzen von Preußen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. in Bernkastel im Jahre 1839 hat die Gemeinde ihm die Burgruine geschenkt. Der Name aber der Burg ist Landshut, so wird sie schon in einer Urkunde aus dem Jahre 1504 genannt, die der Erzbischof Jakob II. ausgestellt hat.

---

63. Der Bernkasteler Doktor.

Gleichwie der Erzbischof Boemund I. von Trier sein Herz Bernkastel zugewandt hatte und die Burg herrlich ausbauen ließ, so weilte auch 50 Jahre später Boemund II. gern in dem schönen Moselstädtchen. Es geschah aber, daß er schwer krank darniederlag und die Aerzte ihn aufgegeben hatten. Da versprach er großen Lohn dem, der ein Mittel hätte, ihm zu helfen. Und siehe! eines Tages schritt ein schlichter Bernkasteler Bürger den Burgweg keuchend hinan und trug auf seiner Schulter ein Fäßlein; und er begehrte Einlaß in die Burg, vorgebend, er sei der rechte Doktor

für den hohen Kranken. Wie man ihn nun vorgelassen hatte, da lockerte er den Spunden und stieß einen Krahnen in sein Fäßlein und ließ einen goldenen Wein laufen, den er leuchtenden Auges dem Erzbischof kredenzte. „Wer den Wein da trinkt," so sagte er, „der muß gesund werden, das ist der rechte Doktor." Und wie denn Schwerkranke alles probieren, wenn auch nur ein Schimmer von Hoffnung darum spielt, so nippt auch Herr Boemund von der seltsamen Arznei, nippt und nippt und schlürft dann und trinkt endlich in langen Zügen und leert den Becher und sagt: „Endlich ein Labsal! Reich mir noch einen! ich fühle, davon muß ich gesunden!" Und so geschah es wirklich. Der Wein aber führt bis auf den heutigen Tag den Namen „Bernkasteler Doktor" und wächst moselabwärts von Bernkastel auf dem nach Süden gelegenen Hang, der gegen den Fluß schaut. Die Urkunden aber berichten, daß, als Boemund später dem erzbischöflichen Stuhl entsagte, er wohlweislich vorher, am 12. Jan. 1366 von seinem Nachfolger Kuno von Falkenstein es sich schriftlich geben ließ, daß er sich aus der Bernkasteler Kellnerei zwanzig Fuder Wein mitnehmen dürfe. Denn er wollte seines Doktors im Alter nicht entbehren.

---

64. Der Kellermeister von Bernkastel.

Auf dem Abhang unter dem Schloß zu Bernkastel steht noch heute die alte Amtskellerei; das untere Geschoß hat lauter gewölbte Räume, dieweil die obern Räume zur Aufnahme des reichen Zehnten dienten. Dort war die Amtswohnung des kurtrierischen Kellermeisters, einfach Kellner oder Keller genannt. Dort hat auch Kaiser Maximilian auf seiner Moselreise geherbergt. Von einem dieser Kellner wird ein gelungener Streich erzählt:

Als Franz Georg von Schönborn Kurfürst von Trier war und zu Koblenz Hof hielt, da hat einmal der Kellermeister zu Bernkastel in den herrschaftlichen Forsten gewildert und einen Kapitalhirsch geschossen. Die Geschichte ward ruchbar und den Kellner befiel eine heillose Angst, daß es ihm möge an

den Kragen gehn und sicherlich zum wenigsten seine schöne Stelle kosten werde. Was thut er? Er sattelt sein Rößlein und reitet hinauf in den Hunsrück auf dem alten Römerweg gen Koblenz, allda geht er schnurstracks ins kurfürstliche Schloß und ruht nicht, bis er zum gnädigen Herrn Zutritt erlangt, er habe eine schwere Sünde auf dem Gewissen, so sagt er, von der nur ein Bischof lossprechen könne. Und wie der Erzbischof sich erweichen läßt und den Mann Beichte hört, siehe, da sagt der Kellermeister kecklich, was er gethan. Was half nun dem Erzbischof sein Stirnrunzeln? er mußte ihn halt absolvieren, und was der Seelsorger verziehen hatte und geistlich gerichtet war, das konnte fürderhin nicht nochmals vom Landesherrn weltlich gebüßt werden. Er solle es aber nicht wieder thun, hat ihm der gnädige Herr zum Abschied noch zugerufen.

---

65. Noch eine Geschichte vom Kurfürsten Franz Georg.

Im Jahre 1734 hatte der König Ludwig XV. von Frankreich in dem neutralen Gebiete von Kurtrier Feindseligkeiten verübt, es war zur Zeit des sogenannten polnischen Erbfolgekrieges. Kurz entschlossen, erklärte Kurfürst Franz Georg auf eigene Faust dem mächtigen Frankreich den Krieg. Ludwig XV. lachte darüber und befahl, man solle einfach den Pfarrer von Trier, den curé de Trèves, wie er ihn spöttisch nannte, einfangen und nach Paris bringen. Das Husarenregiment zu Saarlouis sollte die Heldenthat vollbringen. Weil nun der Kurfürst gerade auf der Jagd war, so ritten die Husaren in den Forst Grimberg und durchschwärmten in kleinen Trüppchen den Wald, den Fürsten zu fahen. Auf einer Waldwiese machte ein trierischer Postillon sich gerade Grummet, und weil er Französisch konnte, so verstand er wohl, was die Husaren von ihren Anschlägen untereinander sprachen. Da er wußte, wo die Jagd weilte, so gelang es ihm, seinen gnädigen Herrn zu warnen, und dieser macht sich alsbald auf die Socken gen Ehrenbreitstein, bis Kaisersesch von den Husaren verfolgt.

Der treue Postillon aber erhielt zeitlebens das Recht, so oft er nach Ehrenbreitstein käme, sich allda gütlich thun zu dürfen in Hofküche und Hofkeller.

Wie jener Krieg weiterhin durch Kurtrier sich hinzog, ist oben bei Klausen erzählt worden. Die Kriegskosten waren übrigens für Franz Georg so erheblich, daß er die gemeine Steuer auf 15 Simpel erhöhen mußte, drob nannten seine Unterthanen ihn spottend das Simpelfränzchen.

---

66. Nikolaus von Cues.

Sehen wir das freundliche Oertchen Cues, das seit 1874 mit Bernkastel durch eine stattliche Brücke verbunden ist, so werden wir sofort an den berühmtesten Sohn des Mosellandes erinnert, an Nikolaus von Cues, genannt Cusanus, zumal seine Stiftung, das Hospital (Altmännerhaus) zu Cues, noch immer besteht und freundlich moselwärts schaut. Nikolaus Chrypffs, d. h. Krebs, wurde 1401 zu Cues geboren, als Sohn eines wohlhabenden Schiffers und Winzers, der auch Sendschöffe war. Sein Vaterhaus steht noch, mit einem roten Krebs in silbernem Felde bezeichnet. Der Knabe soll einmal beim Ueberfahren vom Vater mit dem Ruder auf den Kopf geschlagen worden sein und darauf sich zum Grafen von Manderscheid begeben haben, um sich durch dessen Hilfe weitere Kenntnisse zu verschaffen; von da ging er nach Deventer in Holland zu den Brüdern vom gemeinsamen Leben, um dort zu studieren. Zu Padua promovierte er zum Doktor der Rechte, er wurde aber auch Doktor der Theologie und hatte orientalische Sprachen, Mathematik, Astronomie, Philosophie und Kirchengeschichte getrieben. Dann ward er Dechant am Stifte Sankt Florin zu Koblenz; dort war es, wo ihn sein Lehrer Julius Cesarini besuchte und für das damals nach Basel berufene Konzil gewann. Er wurde Vorsitzender dieser Kirchenversammlung (1431) und trat mit seltener Beredtsamkeit für die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern ein, zusammen mit seinem Freunde

Aeneas Sylvius Piccolomini. Er vertrat insbesondere den Satz, die Konzilien seien die Kirche, darum stehe ein richtig geleitetes Konzil über dem Papste. Da er aber doch einen Papst für einen notwendigen Bestandteil der Kirche hielt, so gelang es der andern Partei späterhin, ihn zur Partei des Papstes Eugen IV. hinüberzuziehen. Auch Piccolomini wechselte seine Ueberzeugung und ist in der Folge sogar als Pius II. Papst geworden. Cusanus ging mit der Gesandtschaft des Baseler Konzils nach Konstantinopel, um die orientalischen Christen, ohne die das Konzil kein allgemeines sein konnte, zur Teilnahme daran zu bewegen; sie kamen auch wirklich nach Florenz, wo das Baseler Konzil sich später fortsetzte. Der Papst Nikolaus V. schickte den Cusanus nach Deutschland, da sollte er die Klöster in der Runde bereisen, um die geistliche Zucht zu heben, wo er sie gesunken fände, und sollte Begeisterung für den Neubau der Peterskirche anfachen. Er soll 200 000 Gulden zu diesem frommen Werke aufgebracht haben. Der dankbare Papst ernannte ihn zum Kardinal und gab ihm die Kirche St. Peter ad vincula zu Rom zur Titularkirche: er war damals der einzige Deutsche im Kardinalskollegium. Wieder durchreiste er Deutschland im päpstlichen Auftrag und sah 1449 im Vaterhause zu Cues seine Angehörigen zum letzten Mal. Der Papst verlieh ihm nun die erledigte Fürstbischofstelle zu Brixen in Tirol, doch hat Cusanus dort eitel Herzeleid erfahren. Denn da er den Erzherzog Sigismund von Tirol zwingen wollte, sich als seinen Lehensmann zu bekennen, zog er sich dessen tötlichen Haß zu: es gab blutige Fehden, die mit des Cusanus Gefangennahme endeten, nur unter harten Bedingungen erlangte er seine Freiheit wieder. Er war ein gebrochener Mann und starb 1461 zu Umbrien in Italien, vier Tage vor seinem Freunde, dem Papst Pius II. Sein Leib ruht in Rom, sein Herz in silberner Kapsel in den Altarstufen der Kapelle zu Cues.

Cusanus wird selbst von den protestantischen Geschichtschreibern als das hellste Licht der Wissenschaft im ganzen 15. Jahrhundert gefeiert. Außerordentlich waren auch seine mathematischen Kenntnisse; er lehrte die Mehrheit der

Weltkörper, lehrte, daß im Weltall nichts stille stehe, die Erde bewege sich in dreifacher Weise: um sich selbst, um die Pole der Welt, was auch die stillestehende Sonne thue, und um zwei im Aequator angenommene Pole, womit er die Neigung der Erdachse erkannt hatte. Durch diese Auffassung ist er der Vorläufer des Kopernikus geworden. Er war auch der erste, der die Verbesserung des julianischen Kalenders anregte, die aber erst hundert Jahre danach ausgeführt wurde. Auch war er einer der ersten, der die Unechtheit der isidorischen Dekretalien, sowie den Geschichtsirrtum einer sogenannten konstantinischen Schenkung des Kirchenstaates an den Papst erkannt und der Welt verkündet hat.

---

67. Das Hospital zu Cues.

Um das Jahr 1433 ließ der berühmte Nikolaus von Cues die Nikolauskapelle zu Cues abreißen und mit einem Aufwand von mehr denn 10000 Goldgulden eine neue Kapelle bauen, samt Kreuzgang, Refektorium, Wohngebäuden und 33 Zellen für Arme, nach der Zahl der Jahre, die Christus auf Erden gewandelt ist, benebst Räumen für das Gesinde und amtierende Geistliche. Als Bischof von Brixen fertigte er zu Rom am 3. Dezember 1458 eine Stiftungsurkunde aus, wonach er diesem Hospital sein Vaterhaus und seines Vaters Güter schenkte. Nach seinem Ableben sollte seine wertvolle Bücherei und vielerlei fahrende Habe hinzukommen. Dafür sollten im Hospital stets 33 unverehelichte Männer von mindestens 50 Jahren unterhalten werden, sechs geistlichen, sechs adligen und einundzwanzig bürgerlichen Standes. Der Rektor sollte auch daselbst wohnen und ein Priester sein. Alle Pfründner sollten ein graues Kleid tragen nach Landesbrauch, die Lebensweise sollte fest geregelt sein, nach klösterlicher Ordnung und doch der Schwachheit des Leibes Rechnung tragend. Diese Stiftung hat alle Stürme der Zeit überdauert; wenn freilich nicht allezeit streng nach dem Sinn

des Stifters verfahren wurde, so ist man doch immer wieder darauf zurückgekommen, und noch immer bevölkern die 33 Pfründner die klosterartigen Räume, noch immer steht die merkwürdige, spätgotische Kirche, die nicht in Schiffe geteilt ist, sondern deren quadratischer Innenraum von 36 Schuh ins Geviert mit einer einzigen Mittelsäule geziert ist, von der aus, wie von einem Baumstamm das Astwerk, nach allen Seiten hin die Gewölberippen sich abzweigen. Zur selbigen Zeit sind übrigens an der Mosel noch mehr solcher Kirchen gebaut worden, insbesondere zu Hatzenport, Reil, Traben und Zeltingen.

Noch immer endlich wird die Bibliothek des berühmten Stifters hier verwahrt und seine astronomischen Instrumente, so mangelhaft wie die damalige Zeit so was leistete, und zwar in einem besonders hierzu gewölbten, anheimelnden Raume. Oeffnet man ein Fenster, so schaut man auf den Altar der Kapelle, ein Plätzchen, als ob der große Denker dort zwischen Denken und Schreiben auch dem Gebet habe obliegen wollen. So ist nach allem Forschen und Schließen, Lehren und Kämpfen nur ein dauerndes Denkmal des erlauchten Kopfes geblieben, ein Werk des Gemütes und der christlichen Liebe.

---

68. Der böse Maurus zu Cues.

Zu Cues erzählt man viel von einem Spukgespenst, das da im Walde hause und lauter Schabernak treibe: es rollt Felsblöcke den Berg hinab, hängt sich den Frauen, die eine Traglast tragen, auf den Rücken, ruft dem Fährmann in dunkler Nacht: holüber! und wenn er gekommen ist, lacht es höhnisch aus dem Wald, kurzum, es ist ein richtiger Quäl- und Poltergeist. Man sagt aber, daß es der Geist des bösen Maurus aus Cues sei, der zu Lebzeiten sein Weib arg gepeinigt und schließlich in der Trunkenheit am heiligen Pfingsttag sich zu Tode gefallen habe. Nun müsse er zur Strafe umgehen, und man soll ihn auch schon in seinem Hause im Fenster haben liegen sehen und giftig grinsen.

---

69. Graach und Zeltingen.

Auf dem Bischofsstuhl zu Köln saß um 620 der heilige Kunibert; er stammte von der Mosel und hat der Sage nach sein mütterliches Erbgut Rachtig, Zeltingen und Rhense am Rhein der kölnischen Kirche zugewendet; seitdem unterstanden diese drei genannten Orte Köln und nicht etwa Trier. Von den vielen Gütern und Weinlehen, die kurkölnische Familien und geistliche Stiftungen ehemals dortselbst besaßen, haben nur zwei die Stürme der Zeiten überdauert: das eine ist das Kreutnerhaus, das von Arnold Heinrich von der Horst im Jahre 1732 gegen ein Darlehen von 4200 Reichsthalern an die Jesuiten zu Koblenz verpfändet wurde und 98 Jahre lang von den frommen Vätern verwaltet worden ist. Da strengten die Erben des längst gestorbenen Pfandgebers einen Prozeß an, den sie auch gewannen: gegen eine Summe von 4446 Reichsthalern 23 Silbergroschen und 4 Pfennigen erhielten sie im Jahre 1830 das Gut zurück. Die andere Besitzung ist der Josephshof, wo der weltberühmte Josephshöfer wächst, zwischen Graach und Zeltingen. Früher war der Josephshof Eigentum der Abtei St. Martin bei Trier, und vielleicht ihr wertvollstes Eigentum. Als der Kurfürst Johann Philipp einmal im Josephshof zu Gast war, reichte ihm der Abt von St. Martin immer edleres Getränk, und als beim Abschied der Kurfürst noch einmal dem Josephshöfer eine begeisterte Lobrede hielt, da sagte der gemütliche Abt das denkwürdige treuherzige Wort: „Wir haben noch bessern Wein, aber den verwahren wir für unsere guten Freunde!" In der französischen Revolution wurde der Hof verkauft, und ist seit 1858 ein Teil des kesselstattischen Majorates; das Kelterhaus sieht aus wie eine Kirche, ists aber nicht. Allerdings hat daselbst der jetzige Besitzer Ursache, Gott zu danken, wenn nach der Weinlese so einhundert Fuder Most oder mehr in diesem Kelterhaus in die Bütten geronnen und getropft sind, kostbare Tröpfchen, feinfein und extrafein.

Der Berg hinter Graach ist sehr hoch, und die höchste, aber nicht schlechteste Weinlage daselbst heißt darum „im Himmelreich". Oben auf dem Rücken hat einmal eine

Festung gebaut werden sollen, sofern nämlich 1796 die Franzosen dort starke Verschanzungen errichteten, ihre Stellung auf dem rechten Moselufer gegen Mainz und Ehrenbreitstein zu schützen. Sie nannten diese Befestigung Montnational im Gegensatz zu dem unweit liegenden Montroyal, der hundert Jahre früher gespukt hat. Aber auch der Montnational hat zu des Mosellandes und Deutschlands Glück nicht lange gedauert.

70. Der letzte Burgherr von Zeltingen.

Unterhalb Zeltingen sieht man mitten in den Weinbergen in halber Höhe des Berges grauschwarzes Gemäuer, das sind die dürftigen Reste der Rosenburg. In dieser Burg, in der Urley bei Uerzig und auf dem Burgkopf bei dem Orte Neuerburg unweit Wittlich wohnten einmal drei Brüder. Es geschah nun, daß der Zeltinger einmal an einem Wintertage aus dem Fenster der Rosenburg seine beiden einzigen Söhne auf der zugefrorenen Mosel Schlittschuh laufen sah, und auf einmal fielen beide mitsammen in eine Luhne, eine Oeffnung im Eis. Da sprach der Ritter zu seiner Gemahlin: Frau, was folgt auf Kreuz und Leid? worauf die Frau erwiderte: Geduld! Da sagte er: So müssen wir Geduld haben, unsre beiden Söhne sind eben in die Mosel gefallen und ertrunken! — Beide Gatten härmten sich über ihren unersetzlichen Verlust so, daß sie bald danach beide starben. Aber in seinem Testament hatte der Ritter von Zeltingen festgesetzt, daß seine Brüder zu ihren Lebzeiten seine Güter nutznießen sollten, dann aber sollte gegen einen bestimmten geringen Entgelt alles an die Wingertsleute und Eingesessenen des Gutes übergehen. Das so gewonnene Geld aber sollte zu einem wohlthätigen Zwecke verwandt werden.

71. Wehlen.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts wurde dem Wehlener Wein der erste Preis zuerkannt unter den Weinen des Erzstifts Trier. Denn da alle Weine der Schatzung unterlagen von wegen der Abgabe, der sogenannten Weinbeede, und deshalb in fünf Klassen geteilt wurden, so rechnete man in die erste Klasse nur einzig und allein den Wein von Wehlen. Der Ort liegt auf dem linken Moselufer, aber seine Gemarkung ist jenseits und bildet einen Teil des kostbaren, genau nach Süden schauenden langgestreckten Berghanges, an dessen Fuße Zeltingen und Graach liegen. So geschah es denn, daß damals und noch auf lange Jahrzehnte hinaus Wehlen der Mittelpunkt des Weinhandels an der Mosel war. Dort wurde vor allen Dingen „gegabelt", d. h. die Ortsobrigkeit trat zusammen, probierte den Weinwuchs und taxierte den Preis für das geringste Fuder und den für das beste. Beide Summen zählte man zusammen und teilte sie durch zwei: das war der Mittelpreis, und bei Strafe war es fortan jedem Winzer verboten, von sothanem Jahrgang ein Stück unter dem festgesetzten Mittel zu verkaufen. Das nannte man die „Gabelung". Aehnlich handhabte man die Gabelung des Rheinweines zu Bacharach.

---

72. Kloster Machern.

Auf dem linken Moselufer, unweit Zeltingen, liegt das Kloster Machern, jetzt eine Privatbesitzung, aber die Klosterkirche ist noch erhalten, und die epheuumrankten Fenster des gotischen Chores schauen wie neugierig blinzelnde Augen zwischen buschigen Brauen auf den vorüberfließenden Strom. Machern ist 1237 gegründet und mit Nonnen nach der Zisterzienserregel besetzt worden. Man wallfahrtete gerne dorthin gegen den Veitstanz, aber die Nonnen müssen zeitweise wohl selber gern dem Tanz zugeschaut haben, wenigstens hat Erzbischof Werner ihnen 1395 den Weinzapf verboten, den sie bisher an vier Kirmessen

gehabt hatten. Die letzten beiden Schwestern sind erst 1836 gestorben und ist mit ihnen der Konvent erloschen. Eine Sage erzählt, das Kloster habe früher zwischen Horchheim und Niederlahnstein gestanden, da wo ein Bach dem Rheine zuströmt und noch jetzt ein Heiligenhäuschen steht. In heiligen Nächten, so heißt es, besonders aber zur Zeit der Lahnsteiner Kirmes, sehe man oft eine weißgekleidete Nonne dort auf und abgehen und eifrig aus einem Buche lesen. Gleichzeitig aber höre man in der Schlucht des Bachthales wüstes Gelärm und Gejohle, zwischen wüsten Liedern auch die sanften Töne des Salve regina, manchmal rolle auch ein feuriges Rad auf den Bach zu.

---

73. Die Urley bei Uerzig.

Unterhalb Uerzig windet sich die Landstraße zwischen Mosel und steil ansteigenden Weinbergen hin, wo die berühmten Lagen der Krankenley und des Würzgartens sind. Viele dieser Weinberge gehören zu dem gegenüberliegenden Dorfe Erden. Auch erblickt man steilschwindelnd in die Berge führende Treppen, die einer Lage den Namen verliehen haben „Erdener Treppchen“; just an dieser Stelle werden die Weinberge durch eine steile Felswand unterbrochen, die höchst abenteuerlich gestaltetes Mauerwerk trägt, das eine Felsenspalte auszufüllen scheint, und zwar so, daß einige kleine Fensteröffnungen in der Mauer die Meinung erwecken, als stehe man vor einem Gefängnis oder einer Einsiedelei. Und doch sollen es die letzten Reste einer Burg sein, und zwei berühmte Geschlechter, die Orley und die von der Leyen, sollen aus diesem Felsenneste ihren Flug in die Welt gemacht haben.

Hier ist auch nach der Legende der heilige Kuno oder Konrad umgebracht worden. Derselbe stammte aus Schwaben und wurde unter Kaiser Heinrich IV. zum Erzbischof von Trier ernannt. Aber der Graf Theoderich oder Dieterich, Statthalter zu Trier, wollte ihn nicht als Bischof anerkennen und sandte Mörder aus, die ihn auf seiner Reise

nach Trier ereilen sollten. Kuno dachte anfangs, als die Männer nach ihm fragten, sie seien als feierliches Geleit gekommen, ihn einzuholen in die Bischofsstadt, aber bald erkannte er, was sie wollten. Sie führten ihn auf die Felsenspitze an der Urley und stießen ihn dort hinunter. Aber die Engel Gottes behüteten ihn, also daß er heil unten ankam. Die entmenschten Mörder rührte es nicht, und sie schlugen dem heiligen Kuno das Haupt ab. Vierzig Tage lang lag der tote Leib da, aber er blieb unverwest, und man hat ihn endlich gefunden und vor der Kirchthür zu Lösenich begraben. Nachmals aber ist das heilige Gebein auf wunderbare Weise nach dem Kloster Tholei bei St. Wendel gelangt. Theoderich hatte keine Ruhe mehr, er nahm das Kreuz, ist aber im Sturm auf dem Meere untergegangen, und die Mörder sind auch alle auf grausige Art ums Leben gekommen.

---

74. Das Cröferreich.

In dem Flecken Cröf, der oberhalb Wolf behäbig an der Mosel sich hinstreckt, sowie in sechs Nachbarorten: Reil, Kinheim, Erden und drei andern haben viele Jahrhunderte hindurch seltsame Zustände geherrscht, urdeutsche Zustände, scheinbar unhaltbar und doch beständig, Wirrwarr und Zerrissenheit, Selbständigkeit und zähes Halten am Hergebrachten, alles in einem zugleich: es war eben das „Cröferreich." Das hing so zusammen: Unter den Karolingern war das genannte Gebiet königliches Sondergut, und darum betrachteten die folgenden Kaiser Cröf als einen dem Fiskus gehörenden Besitz, der von den Reichshöfen zu Boppard und Kochem, dann aber von den Grafen zu Daun als Vögten verwaltet wurde. Rudolf von Habsburg verlieh 1274 das ganze Gebiet dem Grafen Heinrich von Sponheim wegen treugeleisteter Dienste als Lehen, zwar nur auf so lange, bis er ihm ein anderes Lehen ausgemittelt habe, aber das geschah nie, und so blieb der provisorische Zustand 510 Jahre lang bestehen! der Kaiser Heinrich VII.

überließ seinem Bruder, dem Erzbischof Balduin von Trier, die Reichsburg Kochem und erlaubte ihm, alles einzulösen, was als Gefälle dieser Burg etwa verpfändet war, also auch Cröf. Ludwig der Baier aber gestattete in einem Erlaß von 1333 seiner Muhme Mathilde, der Gattin Johanns III. von Sponheim, daß die Kirche von Trier das sogenannte Cröfer Reich vorläufig den Sponheimern lassen müsse. Trier suchte nunmehr auf eine andere Manier in das Cröferreich sich einzudrängen: der Erzbischof Boemund II. kaufte anno 1355 von Heinrich, Herrn zu Daun, dessen Vogtei mit Herrschaft, „die man nennet des Reiches Recht", und zwar auf fünf Jahre, infolgedessen Kaiser Karl IV. ihn 1356 damit belehnte. Aus den fünf Jahren sind dann aber in aller Ruhe 428 Jahre geworden. Die Sponheimer bezogen nun zwei Drittel der Einkünfte von Cröf, und der Kurfürst von Trier bekam ein Drittel. Die Grafen von Sponheim starben aus, aber die Grafschaft behielt ihren Namen und blieb zusammen, und zwar als gemeinsamer Besitz der Erben, nämlich der Kurfürsten von der Pfalz und der Markgrafen von Baden, und alles ging so seinen Schlendrian weiter: der Kurfürst von Trier hatte seinen Amtmann zu Cröf sitzen, der nahm ein Drittel des Zehnten in Anspruch, und der gemeinsame kurpfälzische und badische Amtmann, der gleichfalls zu Cröf saß, ließ sich zwei Dritteile geben. Wie die Grafschaft Sponheim die Reformation annahm, da ward auch in das Cröferreich ein lutherischer Pfarrer geschickt. Der Kurfürst als Mitbesitzer des Lehens erwehrte sich dessen, schickte Karl von Kesselstatt und Christoph von Eltz, seine Vögte, mit dreißig Pferden und zwanzig Hakenschützen nach Cröf und setzte mit Gewalt den katholischen Pfarrer wieder ein. Das Oberamt Trarbach aber setzte dafür mit zwanzig Kriegsknechten einen lutherischen Pfarrer gewaltsam in Reil ein: kurz, es war ein Religionskrieg im allerkleinsten Format. Der Friede ward dahin geschlossen, daß die Leute vom Cröferreich sollten evangelisch werden dürfen und in die Kirche nach Wolf, Trarbach oder Enkirch gehen dürfen, dafür gab das Reich an die dortigen Pfarrer jährlich vier Fuder Wein. Sie wurden aber nicht evangelisch und

tranken ihre vier Fuder Wein lieber selbst. Als endlich im Jahre 1776 die sponheimischen Erben sich dahin einten, daß fortab Pfalz-Zweibrücken die Rechte Sponheims im Cröferreich übernehmen solle, schienen endlich die so verworrenen Verhältnisse geordnete zu werden, ein umständlicher Vertrag kam 1784 zu stande; aber während die provisorischen und ungeregelten Zustände schier ein halbes Jahrtausend lang bestehen geblieben waren, hielt der geordnete Zustand nicht viel länger als zehn Jahre: die Revolution kam und fegte des Cröferreiches Herrlichkeit hinweg. Sie wird schwerlich wieder auferstehen!

---

75. Die hintere Grafschaft Sponheim.

Die Grafen von Sponheim führen ihren Namen von der Burg Sponheim unweit Kreuznach. Ihr Geschlecht hängt zusammen mit dem der Grafen von Vianden in der Eifel, wie diese hatten sie ihr Erbbegräbnis im Kloster Himmerode. Graf Eberhard von Sponheim baute auf dem Feldberg bei Kreuznach im Jahre 1044 die Kirche, die 1101 Graf Stephan in das nachher so berühmte Kloster Sponheim umwandelte. Durch Heirat kam auch die Grafschaft Sayn an die Sponheimer, sowie Besitzungen an der Mosel, besonders die mächtige Starkenburg. Die Gebiete nach der Nahe hin nannte man die vordere Grafschaft Sponheim mit der Hauptstadt Kreuznach, dessen festes Schloß, genannt der Kauzenberg, die Residenz der Grafen von Sponheim war; die Lande an der Mosel hießen die hintere Grafschaft Sponheim, dazu gehörte auch Winningen bei Koblenz, das einst ein Stück der Grafschaft Sayn gewesen war. Der sponheimische Gesamtbesitz ward im Lauf der Zeiten mehrfach geteilt, die Kreuznacher Linie starb 1416 aus mit Elisabeth, der Erbtochter des Grafen Simon, nachdem ihr Bruder Walram ihr im Tode vorausgegangen war. Kurpfalz und die Sponheimer Linie zu Starkenburg an der Mosel erbten die Grafschaft Sponheim, deren Gebiet den alten Namen behielt. Aber die Starkenburger Linie war

auch dem Erlöschen nahe: Graf Johann V. starb 1437 auf Starkenburg und wurde zu Trarbach begraben. Schon zu seinen Lebzeiten hatte er, da er kinderlos war, die Erbfolge sorgsam geordnet: seine Verwandten von Vaterschwesterseite, der Markgraf Bernhard von Baden und der Graf Friedrich von Veldenz waren die glücklichen Erben. Die Gemeinherrn der hinteren Grafschaft Sponheim, wie sie sich nannten, führten 1557 die Reformation daselbst ein, und so sind die Orte Trarbach, Traben, Enkirch, Starkenburg und Wolf bis auf den heutigen Tag vorwiegend von Evangelischen bewohnt.

---

76. Reformation und Gegenreformation an der Mosel.

Das Moselthal ist zu allen Zeiten so eng an die Kirche geknüpft gewesen, daß die Reformation hier wenig Wurzel geschlagen hat. In Trier selbst, der alten Bischofsstadt, ist freilich durch Kaspar Olevianus, eines Bäckers Sohn aus dem Dorfe Olevig bei Trier, wonach er sich auch nannte, versucht worden, die Reformation einzuführen. Olevianus war in Genf ein eifriger Schüler Calvins geworden, hatte in Trier gepredigt und viel Anhang gewonnen, zumal während der Abwesenheit des Erzbischofs Richard von Greifenklau; die Metzger, Gerber, Schmiede, Schuster und Schneider, auch der Burgemeister Steus, schlossen sich an Olevianus an. Als aber der Erzbischof nach Trier zurückkam, hielt er strenges Gericht. Olevianus floh rechtzeitig und kam nach Heidelberg, wo er im Auftrag des Kurfürsten Friedrich III. den Heidelberger Katechismus abgefaßt hat; die guten Trierer aber mußten allesamt wieder der alten Kirche Treue geloben, zumal seit im Jahre 1560 der Kurfürst die Jesuiten nach Trier berufen hatte. Nur an der mittleren Mosel fand das lutherische Glaubensbekenntnis Eingang und zwar 1557, zwei Jahre nach dem Religionsfrieden, soweit das sponheimische Gebiet reichte. Der Pfalzgraf Friedrich von Simmern und der Markgraf Philibert von Baden reformierten den Gottesdienst. So geschah es,

daß bei Beginn des 30jährigen Krieges die ganze Grafschaft protestantisch war, nur das Cröferreich ausgenommen, wo der Erzbischof von Trier seinen Mitbesitz erfolgreich geltend machte. Als aber der kinderlose Markgraf von Baden, Fortunatus, wieder katholisch geworden war, da hielt der Kurfürst es an der Zeit, die hintere Grafschaft Sponheim in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Auf einen bestimmten Tag sollte die Kirche zu Trarbach neu geweiht werden; da machte sich aber der Pfalzgraf von Birkenfeld auf, der inzwischen als Nachfolger des von Simmern die Kurwürde geerbt hatte, zog gen Trarbach und protestierte so nachdrücklich gegen alle Gewaltthat, daß die katholischen Geistlichen kleinmütig wieder abzogen. Später war trotzdem drei Jahre lang die protestantische Kirche zu Trarbach geschlossen, bis der Rheingraf Otto endgültig seinen Glaubensgenossen Rettung brachte. Die Grafschaft Veldenz, die auch zu der sponheimischen Gemeinherrschaft gehörte, ist ungestört protestantisch geblieben.

---

77. Wolf und das Wolfer Kloster.

Grade da, wo die Mosel ansetzt, in gewaltigem Bogen den Berg zu umfassen, den eine zeitlang die Feste Montroyal gekrönt hat, liegt das Dörflein Wolf und über ihm, auf dem Gückelsberg, weit in die Lande schauend, stehen die Trümmer eines Klosters. Lange hat selbiges nicht bestanden und auch nicht unmäßig ruhmvoll. Seine Insassen waren Kogelherrn, wie nach ihrer Kopfbedeckung die von Gerhard Grote im Niederland um 1430 gestiftete Klostergesellschaft sich nannte. Ihre Hauptthätigkeit sollte das Lehren sein, ihre Ordensregel war locker. Von Geisenheim aus wurden 1478 Kogelherrn nach Wolf gesandt, aber es waren ihrer immer nur wenige da; sie lebten in bittrer Armut und in häufigem Unfrieden mit den Dorfleuten. Anno 1498 begann man einen Klosterbau, und 1500 schlug man den Dachstuhl auf. Auch Reliquien gewann man, so den untern Kinnbacken des heiligen Alexius mit einem

Zahn, und Meister Nikolaus von Mastricht malte ihnen „umbsonst" ein Muttergottesbild. Aber Diebe brachen ein und bestahlen die Kirche, und die Kogelherrn selber wandelten nicht immer die Wege des Lebens, so daß es kein großer Schaden für die katholische Kirche war, als die in dem sponheimischen Dorfe Wolf eingeführte Reformation dem Kloster der Kogelherrn auf dem Gückelsberg ein rasches Ende bereitete. Die Gebäude zerfielen von selbst. Man will die Mönche noch oft gesehen haben in hellen Mondnächten den Berg herunterwandeln und spukhaft in der Mosel verschwinden.

Ein berühmter Wolfer ist Nikolaus Zilles oder Zillessius, wie er sich nannte, der katholisch geworden ist und als Oberamtmann der Abtei St. Maximin bei Trier mannhaft und gelehrt die Rechte der Abtei gegen den Erzbischof Philipp Christoph von Sötern gewahrt hat. Er war so kühn, dem Erzbischof zu beweisen, daß seine Urkunden unecht seien. Seine eingehende Schrift darüber erschien zu Köln 1638 und machte großes Aufsehen.

---

78. Riesbach.

Gleich oberhalb Traben liegt das winzige Dörfchen Riesbach. Storck, ein geborener Trarbacher, erzählt in seinen Darstellungen aus dem Mosellande im Jahre 1818 davon folgendes: „Riesbach, das mit seinen sehr verfallenen Häusern, die aber mit alten Weinreben ganz bedeckt und verhüllt und von Obstbäumen beschattet sind, noch anmutig genug aussieht, hatte sonst eine alte Kapelle. Wenn man durch das Dörfchen hindurch war, so erhob sich einsam auf einem Ufervorsprung das alte Kirchlein. Eine herrliche Linde webte einst ihre Schatten über das Dach hin, dahinter steigt das Weingebirg hinan, die Mosel bildet hier einen Bogen und umfaßt gegenüber ein reizendes Gelände, das sich sanft und mit Obstbäumen bedeckt bis zu den Ruinen das Klosters Wolf hinaufzieht." In dieser Kapelle hat der Rektor Hofmann aus Trarbach noch um 1660 ge-

predigt. In Storcks Jugendzeit wurde nur noch einmal im Jahre, am zweiten Pfingsttag, dort Gottesdienst gehalten. „Nur einmal im Jahre," fährt Storck fort, „in der Zeit, wo die Natur ihr Brautfest begeht, wurde die Stille, die um diese Kapelle webte, durch festlich geputzte, fröhliche Menschen belebt. Dann war es ein Fest, durch das reizende schattige Thal hinauf nach der Kapelle zu wandern; da waren Mädchen und Knaben, Männer und Weiber mit Blumensträußen geschmückt. Die Knaben pflückten die Taschen voll harter Blütenknospen oder auch Kletten; in der Kapelle unter dem Gottesdienst wurde damit nach Freunden und Bekannten besonders des weiblichen Geschlechts geworfen. Das war uralter Brauch, kein Prediger ließ sich einfallen, dagegen zu eifern, kein Küster hemmte diese vom Frühling erregte Lust, die mit den Kindern des Frühlings ihr Spiel trieb. Nach beendigtem Gottesdienst war der Boden der Kapelle oft so mit den geworfenen Knospen bedeckt, daß man den Stein nicht mehr erkennen konnte." Als Storck in späteren Jahren wieder einmal die alte Heimat besuchte, fand er die Kapelle verschwunden. Da sie unnütz schien und baufällig war, hat man die Kosten nicht daran wagen wollen und hat sie niedergerissen.

---

79. Traben.

Traben liegt Trarbach gegenüber, und da die Stichbahn nach Pünderich in Traben ihre Endschaft erreicht, dieweil sie mangels einer Brücke nicht bis Trarbach hinübergeführt werden kann, so wird vielleicht das bescheidene Traben dereinst Trarbach ähnlich überflügeln, wie St. Johann das gegenüberliegende Saarbrücken. In alten Zeiten war Traben fast nur von fleißigen Winzern bewohnt, die schon um deswillen demütigen Sinnes sein mußten, weit sie sämtlich hörige Leute waren. Ohne Vorwissen der sponheimischen Herrschaft durfte keiner sich außer Landes begeben, nicht einmal nach auswärts sich verheiraten, vielmehr bedurfte es dazu eines Loskaufes. Jeder Bürger mußte seine Kinder

ein Jahr lang bei Hofe dienen lassen, und jederzeit gab es harte Frohndienste zu leisten. Endlich im Jahre 1661 wurde für Traben, Litzig und Riesbach ein Freiheitsbrief ausgefertigt, der nur noch die Frohndienste bestehen ließ. Nur einen Vorzug hatte Traben, daß die dortige Kirche als die Mutterkirche galt, die Trarbacher als eine Filiale. Als offener Ort hat Traben in vollen Schalen das Herzeleid des 30jährigen Krieges müssen über sich gießen lassen. Später hat es die Belästigungen durch die Feste Montroyal aus erster Hand genossen. Doch das sind vergangene Zeiten. Heute wird Traben von Jahr zu Jahr stadtartiger, sein Straßen sind elektrisch beleuchtet, große Gasthäuser und große Weinhandlungen sind allda, und der Blick auf das gegenüberliegende Trarbach und den gewaltigen Gebirgsbogen umher ist jedenfalls großartiger und fesselnder, als der Blick von Trarbach herüber auf Traben.

---

80. Die Gräfenburg bei Trarbach.

Gräfin Lauretta von Sponheim war es, die um das Jahr 1330 die Gräfenburg bei Trarbach erbaute, als Bollwerk gegen den Erzbischof Balduin von Trier, dem sie nicht traute, obwohl sie, oder vielleicht weil sie ihm 11 000 Pfund Heller abgetrotzt hatte. Storck hat in seinem vorhin berührten Buche zuerst ausgesprochen, die Burg müsse Gräfinburg genannt werden, wie sie aber nachweisbar niemals geheißen hat. Dies feste Schloß, an den steilen Abhang des Felsen kühn hingeklebt, wurde zu Beginn des 30jährigen Krieges von den Spaniern besetzt, bis nach zwölf Jahren der Rheingraf Otto Ludwig es so gewaltig beschoß, daß sogar ein Schuß die Balken im Schlafgemach des Kommandanten zerschmetterte, so daß dieser endlich die Feste übergeben hat. Als es aber dann mit der schwedischen Macht bergab ging, hat im Jahre 1635 der Hauptmann auf Gräfenburg das Schloß den Kaiserlichen überlassen, für welche Schmach ihn bald darauf Herzog Bernhard von Weimar, der berühmte Anführer der Schweden, mit dem Tode bestrafte. Auch im

spanischen Erbfolgekrieg ward das Schloß von den Franzosen belagert und gewonnen, aber ihnen bald wieder entrissen. Nach dem Friedensschluß bekam es eine kurtrierische Besatzung; das war der Anfang vom Ende, denn als im polnischen Erbfolgekrieg der allzukühne Kurfürst Franz Georg von Trier auf eigne Faust an Frankreich den Krieg erklärt hatte, da ersann der Marschall Belle-Isle einen sonderlichen Plan: mit ausgewählter Mannschaft rückte er in aller Heimlichkeit vor Trarbach nnd hoffte in nächtlichem Ueberfall die Gräfenburg zu ersteigen. Es mißlang, und das Schloß mußte also förmlich belagert werden. Nachdem 2634 Bomben hineingeworfen, klaffte eine mächtige Bresche, der Kommandant, Freiherr von Hohenfeld, ergab sich gegen freien Abzug, die Burg Gräfenburg aber wurde gänzlich gesprengt und geschleift. Solches trug sich zu im Mai 1734. Darum sind auch die Trümmer der Burg so gar unansehnlich, also daß sie kaum von dem kahlen Felsen, auf dem sie stehen, sich abheben.

Wir besitzen noch von der Hand des Trarbacher Rektors Hofmann eine Beschreibung der Gräfenburg, wie sie in den Tagen ihres Glanzes, um 1660, ausgesehen hat. Sie war in zwei Hauptgebäude geteilt, das pfälzische und das badische Schloß, hatte ein Fahrthor gegen den Hunsrück hin, gegen die Stadt hin aber nur eine kleine Pforte, von wo man auf einem Treppenweg abwärts ging. Das Schloß hatte sieben Türme, außerdem einen Glockenturm und Rundelen. Der Hauptbau war ganz steinern, viereckig, und hatte an jeglicher Ecken einen runden Turm, alle Türme waren mit rundgespitzten Dächern verwahrt und bedeckt. Gegen das Fahrthor hin standen drei dicke Türme, rund und mit rund ausgespitzten, mit Schiefersteinen bedeckten Dächern. Der Hauptturm war von außen nur durch eine Holztreppe zugänglich, die man leichtlich in Gefahr wegthun konnte. Er hatte doppelte Mauern und zwar so, daß dazwischen eine schmale Stiege die Stockwerke verband, man hielt diesen Turm für uneinnehmbar und glaubte, er könne auch nicht unterminiert werden. Außerhalb des Thores gegen den Hunsrücken hin war auch noch ein großes Rundel, mit Geschütz dergestalt versehen, daß keine

Feinde, wie Hofmann meint, es sich gelüsten würden, daselbst einen Angriff zu wagen. Gegen die Stadt hin waren auch Abschnitte, Streichwehren und Türme, so daß man die Gräfenburg für des Landes „Schutzwehr, Freistatt und Erhalterin" ansah. —

81. Trarbach.

Solange die Gräfenburg stand, war das Städtchen Trarbach in ihren Befestigungsring mit eingeschlossen und bildete zusammen mit genannter Burg eine Festung. Da nun diese Feste immerzu der Magnetstein gewesen ist, der das Eisen ins Land lockte, so datiert des Städtchens Aufblühen im Grunde erst von der Zeit ab, wo die Gräfenburg endlich in Trümmer gesunken war. Der schon erwähnte Rektor Hofmann hat die Gebäude, die Einwohner, die Gebräuche und Sitten in einem Büchlein, betitelt „Trorbachische Ehrensäul" ebenso eingehend, wie naiv und ergötzlich geschildert. Leider sieht das Städtchen nicht mehr so schmuck malerisch mittelalterlich aus, wie einstmals, denn in dem heißen Sommer 1857 hat ein großer Brand so ziemlich den ganzen Ort eingeäschert. Sofort wieder aufgebaut, sind zwar breitere Straßen entstanden, aber mit sehr schmucklos nüchternen Häusern besetzt. Zu den stehen gebliebenen Gebäuden gehört außer der Kirche auch die berühmte lateinische Schule. Hofmann berichtet von dem Schulhaus, es habe zwei Stockwerke, „das unterste Stockwerk hat das raumste Gemach, schier so groß, als der ganze Bau weit ist, worin beiderlei Geschlechts junge Leute zur Schul geschickt werden. Der obere Stock hat zwei Zimmer für die Klassenjugend." Damit waren die Lateinschüler gemeint. Diese höhere Schule entstand im Jahre 1573, und zwar wurden die Kosten aus den Gefällen des Klosters Wolf bestritten. „Dannenhero diejenigen, welche ihre Kinder in die Schul gehen lassen, mit den Vierteljahr-Schulgeldern gar nichts zu schaffen, noch den Unterweisern etwas Gewisses ihrer Kinder wegen zu reichen haben, es sei denn,

daß sie aus freiem und dankbarem Willen etwas Selbstbeliebiges wollen verehren," sagt Hofmann. Seit 1649 war die lateinische Schule in zwei Klassen geteilt worden, unter einem Rektor und einem Konrektor, dazu kam 1753 noch ein Kollaborator. Die Gehälter waren gering genug, der Rektor Touton, der 1800 gestorben ist, hatte bis an sein Ende nur 195 Gulden baar, 10 Malter Korn, 2 Fuder und eine Ohm Wein, das war alles. In preußischer Zeit ist die Schule ein Progymnasium und neuerdings, 1894, ein volles Gymnasium geworden. Trarbach ist auch der Geburtsort des berühmten Bonner Rechtslehrers Eduard Böcking, der unter anderm auch eine Ausgabe der Mosella des Ausonius mit deutscher Uebersetzung veranstaltet hat. Er entstammte der im vorigen Jahrhundert angesehensten Familie Trarbachs, die vor allem auch den Bergbau eifrig betrieb.

---

82. Etwas vom Weinbau und Weinverkauf an der Mosel vor 200 Jahren.

In dem eben angeführten Büchlein des Trarbacher Rektors Hofmann erzählt dieser auch, wie ums Jahr 1660 daselbst der Weinbergsbau von obrigkeitswegen beaufsichtigt wurde. Alljährlich nach geschehener Verblühung des Weinstocks, gegen den Johannestag hin, wenn man nächstbei sehen konnte, was für Hoffnung auf den Herbst man sich machen könne, wurde eines Sonntags Nachmittags ein Glockenzeichen gegeben, und es mußten dann alle Wingertsleute von Trarbach und Traben sich in das sponheimische Amtshaus begeben aufs Baugeding. Es gehörten dazu alle die, welche verpflichtet waren, der Landesherrschaft das Neuntel aus dem Keller zu reichen, sodann die, denen die Herrschaft ein Oedland überlassen hatte, das sie gegen alljährliche Darreichung von einem Drittel des Ertrags in Weinberg umgewandelt hatten. Das Baugeding hatte nun den Zweck, zu untersuchen, ob all diese Weingärten in gutem Bau gehalten wären. Es waren also versammelt der Land-

schreiber, der Amtsschreiber, der Keller, der Burgemeister und die Gerichtsverwandten. Die Kellerei ward nun versperrt und alle Verordnungen und Gesetze des Baugedinges laut verlesen. Neue Baugedingsverwandte, an welche solche drittelpflichtige Weingärten inzwischen durch Kauf, Tausch oder Erbfall gekommen waren, wurden vereidigt und alsdann erforscht, ob das Bauwesen der Weinberge redlich und gebührlich beobachtet sei, ob man die Grenzen recht wahrgenommen, ob das Rebfeld zur rechten Zeit und zur vollen Genüge besetzt, gestöckt, gedüngt und alle Bauarten unklagbar verrichtet worden seien. Fanden sich nun Verbrecher, welches auch manchem geschah, der sich gar nicht dessen versehen hatte, so wurde durch Abstimmung über die Strafe entschieden. War alles vorüber, so wurden die Thore der Kellerei wieder eröffnet und die gesamte Bürgerschaft, wer zu kommen Lust hatte, hereingelassen und mit einem herrschaftlichen Trunk Weines verehret, welchen sie im Kellereisaal fröhlich mit einander verzehrten. Ebenso berichtet er, wie es mit dem Weinverkauf gehalten wurde. Man wartete die Zeit ab, wo der neue Wein schon etlichermaßen vertobt und vergohren war, dann wurde eine Zusammenkunft auf dem Rathaus zu Trarbach angestellt, wozu die einheimischen und fremden Kaufleute und Weinhändler, ferner die Stadtobrigkeit und ein großer Teil der Gemeinde sich mit Freuden einfanden, durch öffentlichen Glockenklang berufen. Wenn nun die Anwesenden die Weinproben ordentlich hatten herumgehen lassen und sich znr Genüge darüber unterredet, so wurde ein allseitig gültiger Vergleich getroffen, wieviel das Fuder von dem neuen Gewächs gelten solle. Jedem war dadurch der Weg gezeigt, wie hoch er seinen Wein zur selben Zeit anbringen könne. „Versäumt sich darbei jemand", so fügt Hofmann hinzu, „oder hat etwan nicht das trefflichste Gewächs, oder die meisten Kaufleute sind schon von den Reichern zur Genüge versehen, so geschieht auch wohl, daß mancher hernach, will er anderst bar Geld haben, seinen Wein geringer muß losschlagen."

83. Geldarmut der Moselbauern in früheren Jahrhunderten.

So sehr man auch öfter den lebhaften Verkehr und Handel an der Mosel während des Mittelalters gerühmt findet, so muß nach unserm heutigen Maßstabe gemessen alles doch recht klein und ärmlich gewesen sein. Nicht nur die beständigen Fehden, die verwickelten Besitz- und Rechtsverhältnisse, Zölle und Abgaben hemmten den freien Verkehr, sondern vor allem auch die so kleine Masse Geld, die in Umlauf war. Der Handel mußte darum vielfach ein sehr ursprünglicher Tauschhandel bleiben, und die meisten Bauern, auch solche, die recht behaglich lebten, bekamen bares Geld selten, Gold vielleicht niemals im Leben zu sehen. Wozu jetzt Geld dient, das wurde bis vor hundert Jahren meist in Naturprodukten abgemacht und gezahlt. Dazu einige Beispiele: Noch 1776 kamen Trier und Sponheim überein, daß Trier von jedem Unterthan in Cröf einen Vogteimer, d. h. einen Eimer Wein erhielt, Sponheim bekam Weinbeede, Fruchtbeede, die Fähre zu Cröf, den Faßbodenzoll, die Fastnachthühner, die Rauchheller u. s. w. Um freie Moselüberfahrt zu haben, zahlte um dieselbe Zeit jeder Bürger von Dusemond und Mülheim jährlich eine Garbe Korn und Eier, die von Winterich ein Bausch Stroh, die von Maring zwei Maß Most. Zu einem Gute in Trittenheim, das der Abtei Prüm geschenkt ward, gehörten 20 Mansen; wenn aber eine Frau von diesem Gut sich nach auswärts verheiratete, mußte sie sich mit 2 Hühnern, 10 Eiern, 2 Stein Flachs und einem Schoppen Leinsamen loslösen. Dasselbe Kloster bezog 26 Fuder und 21 Maß Wein, 171 Hühner, 1140 Eier, 5700 Schindeln und ebensoviel Wingertspfähle von 57 Lehen zu Mehring; in Schweich besaß es 15 Mansen, die 5 Fuder Wein, 15 Pfund Flachs, 1500 Pfähle, Ferkel, Hühner und Eier zu entrichten hatten. —

Diese Abgaben, Beede und Verpflichtungen aller Art wurden hin und her übertragen, geteilt, neue kamen hinzu, kurzum das Leben und die Pflichten wurden immer verwickelter, so daß den Moselbauern selber wenig genug zum Leben geblieben sein mag.

84. Weinbau an der Mosel heutzutage.

An Mosel und unterer Saar sind über sechstausend Hektaren als Weinberg angelegt, die durchschnittlich jährlich gegen 20 000 Fuder Wein hervorbringen, also 20 Millionen Liter. Während an der oberen Mosel und Saar bunter Sandstein und Kalk gefunden wird, ist der weitaus größte Teil des Weingebietes bröckeliger Thonschiefer. Fast alle Weinlagen sind am Bergesabhang angelegt, nach der Ost- und Südseite hin, oft in sehr steilen Neigungswinkeln, der Boden ist größtenteils der verwitterte Fels selbst. An der Saar und in den feinen Lagen der Mosel wird die Rieslingtraube angepflanzt, aber häufiger als sie ist die Kleinebergertraube, seltener kommt Oestreicher vor, noch seltener rote Trauben, Klebrot oder Frühburgunder. Riesling gibt verhältnismäßig wenig Ertrag, die Trauben sind unansehnlich, haben wenige und dünne, dickschalige, aber sehr aromatische Beeren, die Kleineberger dagegen sind saftreich, dünnschalig, viel- und großbeerig, doch besitzen sie nicht annähernd ein dem Riesling ähnliches Aroma. Immer mehr verdrängt darum der Riesling den Kleineberger, denn nur Riesling erzeugt sogenannte Qualitätsweine. Der Moselwein ist im allgemeinen leicht, hellfarbig grüngelb, reich an Säure, aber erfrischend, gesund, nicht sehr berauschend, lieblich, wohlschmeckend. Der Ruf des Moselweines ist im letzten Menschenalter immer höher gestiegen, so daß man sagen kann, daß der Moselwein augenblicklich der Modewein ist, besser bezahlt und begehrter als selbst der Rheinwein. Die Bauart der Weinberge an der Mosel weicht in einigen Punkten von der am Rheine ab, insbesondere werden an der Mosel die Stöcke höher gezogen: der alte Moselrebbau zeigt Stöcke bis zu dritthalb Meter Höhe, so daß die Trauben oft so hoch hängen, daß sie mit der Hand gar nicht erreicht werden können, der neuere Rebenbau hält die Stöcke dagegen niedriger, doch immer noch viel höher als am Rhein. Wenn im ersten Frühjahr der Rebenschnitt geschieht, läßt man am Rhein nur eine oder zwei sogenannte Bogreben von etwa 80 Zentimeter Länge stehen. An der Mosel machte man sonst oft an einem Stock in drei übereinander-

stehenden Stockwerken ein Dutzend und mehr Bogreben oder Büglinge, jetzt immerhin doch noch vier bis sechs. Ein schön gebundener Stock mit sechs Büglingen gleicht im Frühjahr den Rippen einer gleichmäßigen Krone. Wird am Rhein ein Weinberg wegen Alters ausgehauen, so bleibt gewöhnlich das Feld einige Jahre brach liegen, wohingegen an der Mosel aus dem Stock gerodet, d. h. sofort die Neubepflanzung vorgenommen wird. Dies hängt damit zusammen, daß die Moselweinlagen fast nur das Schiefergebröckel zum Untergrund haben. Die Moselweinberge läßt man aber auch lange nicht so alt werden wie am Rhein. Merkwürdigerweise ist der in manchen Lagen sicher schon seit über anderthalbtausend Jahren unausgesetzt Reben tragende Boden noch nicht rebenmüde geworden, dies wird durch fleißige Bestellung und angemessene Düngung verhindert, wodurch dem Boden die durch die Reben ihm entnommenen Bestandteile immer wieder zugeführt werden. Im Weinberg ist schier das ganze Jahr Arbeit: nach der Lese wird gedüngt, gegraben, aber zum Schutz gegen Winterfröste die Stöcke nicht unter Erde gelegt, wie anderswo an der Nordgrenze des Weinbaus; der Dünger muß in Körben den Stöcken einzeln zugetragen werden. Dem Düngen verwandt ist das Schiefern, d. h. Ueberschütten mit frisch gebrochenem Schiefergebröckel. Gegen das Frühjahr hin wird geschnitten, dann das Abfallholz gesammelt und entfernt, dann gestöckt, d. h. die Pfähle nachgesehen und wo nötig durch neue ersetzt, dann ausgebessert, d. h. ausgegangene Stöcke durch Ableger von Nachbarstöcken wieder neu gebildet, dann wird gebunden, dann gejätet, anfangs Mai gegraben, wobei Bildung von Rinnen und Furchen sorgfältig vermieden wird, daß nicht Regengüsse Erdreich und Schieferbrocken abwärts schwemmen. Darauf wird zweimal gerührt, d. h. die Schollen zerkleinert und eingeebnet, die Bodenfläche aufgehackt und gelockert und das Unkraut entfernt. Nach der Blüte, wenn die jungen Triebe etwa halbmeterlang sind, werden mit Stroh oder Bast diese Triebe oder Loden geheftet, dann wird aufgebunden, ausgebrochen, d. h. zu starke und unnütze Seitentriebe abgezwackt, zuletzt gegipfelt, d. h. die Spitzen der Haupttriebe in der Höhe

des Pfahles abgeschnitten, und dann endlich wird das Nahen der Reife und die Lese abgewartet. Dazu kommt der Kampf gegen die Schädlinge: gegen die Perinospera Spritzen der Blätter mit Kupfervitriol, das Einsammeln der Rebstichler, des allerdings nur selten geübte Nachträuchern gegen Maifröste, das Wiederbergauftragen herabgeschwemmten Bodens, nur zum Glück bis jetzt noch kein Kampf gegen die Reblaus. Trotzalledem vermindern Winterfröste, Maifröste, Heuwurm, Sauerwurm und vieles Andere oft genug die Ernte und schmälert schlechtes Wetter die Güte des Weines. Darum stak der kleine Moselwinzer, und das waren die meisten, denn der Besitz an der Mosel ist äußerst zersplittert, immerwährend in Schulden: gute Weinjahre rissen ihn heraus, und die lange Reihe der Fehljahre, die dazwischen lagen, brachten ihn wieder hinein. Dies hat sich geändert, seitdem seit den sechsziger Jahren das Gallisieren aufkam, d. h. Zucker- und Wasserzusatz zum frischgekelterten Most. Seitdem hat sich der Unterschied zwischen Fehljahren und Treffern ziemlich ausgeglichen, seitdem ist auch der Wein aus Mißjahren trinkbar und gut verkäuflich, seitdem erst kann man erst von einem Wohlstand an der Mosel reden, und seitdem erst ist der Ruf des Moselweines und die Nachfrage nach ihm so gestiegen. Eine merkwürdige und für den Fremden auffallende Einrichtung ist der Weinlesezwang. Die Gemeinderäte treten zur Reifezeit der Trauben beinahe Tag für Tag zusammen und beraten, ob es Zeit sei, die allgemeine Weinlese anzusetzen. Dann muß aber auch jeder Besitzer lesen, keinesfalls aber darf er früher die Ernte vornehmen. Der Grund dieser Einrichtung ist erstlich das Herkommen, zweitens aber weil die Weinberge nicht durch feste Grenzen voneinander geschieden sind, also Mißtrauen und ungenügender Flurschutz. Je mehr der Grundsatz der Spätlese und der Auslese durchdringt, desto weniger wird sich der Lesezwang halten können.

85. Das Mosellied.

Das Trarbacher Kasino hat im Jahre 1845 sich unsterblichen Ruhm erworben dadurch, daß es ein Fuder, d. h. tausend Liter besten Moselweines, 1842er Gewächs, als Preis aussetzte für das beste Mosellied. Es traten 171 Bewerber auf den Plan, darunter namhafte Dichter, wie Pfarrius und Wolfgang Müller, aber wie das gewöhnlich bei Preisausschreiben geht, kam der Preis trotz vieler und hochangesehener Preisrichter doch an den unrechten. Man hatte den schlimmen Fehler begangen, daß man Text und Melodie gleichzeitig krönen wollte, wohingegen es das allein Richtige gewesen wäre, erst einen Text zu wählen und dann eine Preismelodie dazu sich zu verschaffen. Denn da ist mancher, der trefflich dichten kann, aber nicht weiß, wo er die Musik dazu herholen soll, und ist gleichermaßen mancher treffliche Tonsetzer, der lieber Verse von Göthe oder Heine in Musik setzt, als seine eigenen, gleichwie das auch Leute wie Beethoven, Schubert, Schumann und viele andere gethan haben. In das Trarbacher Fuder haben sich also Vater und Sohn geteilt, der Sohn Otto hat die Verse gemacht und der Vater Otto, Musikdirektor zu Dresden, die Weise: es sind schwülstige Verse, fünf Strophen von je 16 Zeilen, die in Form einer Hymne oder Cantate durchkomponiert sind, also völlig unvolkstümlich, höchstens von Gesangvereinen mühsam einzuüben. Die Perle aber blieb im Staube liegen und ward nicht erkannt, denn unter den 171 eingesandten Liedern war auch das richtige Mosellied, welches des Volkes gesunder Sinn rasch als das richtige erkannt und bis heute treu als das richtige festgehalten hat. Das Lied ist von Reck und die Weise von Georg Schmitt, gebürtig aus Moselkern und 1896 noch zu Paris ansässig. Die erste Strophe des allbekannten Textes ist auf dem Titelblatt des vorliegenden Büchleins abgedruckt. Will einer die Geschichte jenes Preisausschreibens noch genauer kennen lernen, der beschaffe sich Blumbergers ergötzliches Schriftchen „Moselwein und Mosellied" (vgl. Quellennachweis). Der Verfasser war Postrat in Koblenz und Köln und ist 1894 gestorben. Er hat auch Koblenz in

in einem vielgesungenen Liede verherrlicht. Ach, du weinfröhlicher und liedergewandter Dichtermund, warum mußtest du so früh dich schließen? Viel ungetrunkener Moselwein wartet vergeblich auf dich.

---

86. Die Moselweine.

In dem eben erwähnten Büchlein vom Moselwein sind die Weine der Obermosel und Untermosel so trefflich gekennzeichnet, daß wir über dies Thema am liebsten dem Kenner Blumberger selbst das Wort geben. Er sagt unter anderm: „Die feinsten und berühmtesten Sorten wachsen ja allerdings an den durch die Flaschenetiketten in der ganzen Welt bekannten Orten der Obermosel. Aber glaube ja nicht, daß alle Weine, die in Piesport oder in Zeltingen, in Graach oder in Bernkastel wachsen, auch feine Weine seien! Nein, die besseren Lagen und Bodenqualitäten sind auch an diesen Orten nur klein und engbegrenzt, beispielsweise beträgt die Gesamtfläche der Weingärten im Stadt- und Landkreise Trier rund 4600 Morgen, darunter aber nur 120 Morgen erster und zweiter Klasse, in Kreis Bernkasel rund 5500 Morgen, darunter aber nur 200 Morgen erster und zweiter Klasse u. s. w. Alles übrige ist Wingert dritter bis einschließlich achter Klasse! Zahlen sprechen deutlich genug. Was in den Weingärten erster und zweiter Klasse wächst, das ist im allgemeinen auch nur für Menschen erster und zweiter Klasse bestimmt: auserlesene Tropfen für auserlesene Zungen! Nur wenn du vorsichtig, sehr vorsichtig gewesen bist in der Wahl deiner Eltern, gelingt es dir vielleicht, an der Mosel selbst etwas abzubekommen von diesem irdischen Nektar. Denn der weitaus größte Teil dieser Weine kommt überhaupt nicht in den Wirtshausflaschenbetrieb, und wo es wirklich einmal der Fall ist, wird er als Schatz des Kellers gehütet und nur bei besonderen Gelegenheiten und ganz besonderen Gästen zur Verfügung gestellt.

Bist du aber nur ein gewöhnlicher Sterblicher dritter bis vierter oder gar noch höherer Klasse, dann laß fahren

die Hoffnung, laß fahren auf diese edelsten der Moselweinsorten und sei froh und zufrieden, wenn du deinen Erdener oder Throner oder Graacher oder Piesporter oder Zeltinger oder Bernkasteler dritter Klasse und im übrigen deine unverfälschten Weinchen aus den Weingärten vierter bis sechster und selbst siebenter Klasse trinken kannst. Gerade diese mittleren und geringeren Sorten sind es, die dem Moselwein in ganz Mittel- und Westdeutschland und selbst noch über diese Grenzen hinaus als Tisch-, Kneip- und Bolenwein seiner lieblich erheiternden und der Gesundheit so äußerst förderlichen Wirkungen halber eine so allgemeine Beliebtheit verschafft haben. Und zwar wachsen diese Weine nicht bloß an der Obermosel, sondern auch an der ganzen Untermosel.

Fährst du mit einem Moseldampfer von Koblenz hinauf bis nach Trarbach, d. h. bis zum Beginne der Obermosel, dann verlierst du von Anfang bis zum Ende der Fahrt die Weinberge nicht aus den Augen: ein Bergkessel folgt auf den andern, in dem du bald auf der rechten, bald auf der linken Uferseite, wie gerade die günstigsten Sonnenseiten liegen, die Heere der Thyrsusstäbe in Reih und Glied aufgepflanzt siehst! Bis auf die unzugänglichsten Schründe und Gipfel der Schieferwände hinauf baut sich in den bessern Lagen, in denen, wie der Moselaner sagt, die Morgensonne den ganzen Tag scheint, Terrasse auf Terrasse, wölbt sich Bogen an Bogen, setzt sich Mäuerchen auf Mäuerchen, um dem Boden die richtigste Abdachung gegen die Sonne zu geben und auch keinen Fußbreit dieser gottbegnadeten Erdenfleckchen unbenutzt liegen zu lassen. Wie zu Riesentreppen behauen oder wie unermeßlich große Mosaikfelder sehen diese ragenden Felsmassen aus, welche bestimmt sind, alljährlich die Glut von vielen tausend Billiarden himmlischer Sonnenstrahlen aufzusaugen und in irdischen Traubensaft umzusetzen.

Die besten Weine an der Untermosel wachsen nach übereinstimmender Ansicht der Kenner bei Winningen in den sogenannten Rötgen unterhalb und in den Uhlen oberhalb des Ortes. Kobern produziert gleichfalls in seinen Uhlen

gute, den Winningern ebenbürtige Weine und die besten in seinem Fahrberg und Rosenberg. Weiter aufwärts zeichnen sich auch noch eine Reihe von Lagen bei Moselkern, Hatzenport, Carden und am Kochener Krampen aus, und das Gewächs, das man in Brodenbach trinkt, ist gleichfalls ein hochachtbares Weinchen!

Aber die magna Charta der Mosel fängt erst oberhalb Trarbach an, und an der ganzen Untermosel von Koblenz bis nach Trarbach hinauf wächst auch nicht eine einzige Sorte, die den Namen ihrer Geburtsstätte in die weite Welt hinaus trüge und als Etikettsorte über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinaus allgemein bekannt wäre. Denn selbst in Bonn und Köln ist es schon üblich, die Moselweine, auch die kleinsten, nach den berühmten Sorten und Orten der Obermosel zu nennen.

Und wieviel tausend Fuder, die in Winningen oder Kobern, in Hatzenport oder an der Bremm, in Neil oder in Enkirch zu Hause waren, sind schon im Lauf der Jahrzehnte in die Welt hinausgezogen und haben dort als Zeltinger und Brauneberger, als Piesporter und Tiergärtner oder womöglich unter noch stolzeren Namen Freude verursacht und sich Freunde erworben! Und gerade so ist es mit dem Gros der kleineren Weinchen, die an der Obermosel wachsen.

Das alles sind die Armeekorps, die Regimenter der gemeinen, namenlosen Soldaten, welche die Schlachten gewinnen und die Länder erobern — und was sie thun, das kommt den berühmten Heerführern, unter deren Namen sie kämpfen, mit zu gute!“ —

87. Der Bergbau zwischen Bernkastel und Trarbach. Der Wildstein.

Die große Halbinsel, die durch die doppelte Moselschleife zwischen Bernkastel und Trarbach gebildet wird, sowie das anstoßende Hunsrückgebiet birgt tief im Schoß der Erde mancherlei wertvolles Gestein, insbesondere Bleierz

und Kupferkies, auch etwas Silber. Seit 400 Jahren ist daselbst eifrig geschürft worden. So wurden im kurfürstlichen Amte Bernkastel unter anderen folgende Bergwerke betrieben: Der Katzenpfad, der Michaelisstollen, die Windschnur, der Barbaraberg, die Kautenbach, die Himmelshecke und noch manch andere Stollen und Fundgruben. In Bernkastel war sogar eine Münzstätte, noch sind in Sammlungen vielfach Raderalbusse vorhanden mit der Umschrift: moneta nova Bernkastel 1512. Das Trarbacher Revier umfaßte acht Gruben, genannt Kirschwald, Kampfstein, Kupferlöcher, Kautenbach, Maria Ferdinande, Ofen, Leerbrunnen und Almosenrecht. Die Kautenbach war das bedeutendste Werk, aber schon vor dem 30jährigen Kriege ward der Betrieb wegen fortdauernd nötiger Zubuße eingestellt, erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts nahm Adolf Böcking die Ausnutzung wieder auf, mit ziemlichem Erfolge. Gerade aber die Kautenbach, wo die sponheimische Berggerechtigkeit sich berührte mit der Bernkasteler, gab fortwährend Anlaß zu Streitigkeiten, auch überwältigte daselbst das unterirdische Gewässer oft die Gruben. Die Revolution bereitete dem Bergbau in jener Gegend ein jähes Ende, doch hat man in diesem Jahrhundert mehrfach den Betrieb wieder aufgenommen. Jetzt ruht er ganz.

Auf der Höhe des Dorotheenberges, rechts vom Kautenbachthal, wenn man von Trarbach her kommt, ist eine Felspartie, die der Wildstein oder Wellstein genannt wird: auf einer viereckigen Säule, die anscheinend Naturgebild ist, ruhte eine große unregelmäßige Steinplatte so lose auf, daß sie bei Sturm hin und herwankte, zum großen Verwundern aller Besucher. Allgemein hielt man diese Bildung für eine alte Opferstätte oder das Grab eines heidnischen Königs und verglich sie den Druidensteinen in England. Leider haben im Jahr 1730 Gymnasiasten aus Trarbach aus kindischem Unfug die obere Steinplatte mit Hebeln heruntergeworfen, so daß jetzt längst nichts Merkwürdiges an besagtem Punkte mehr zu sehen ist. Der Schreiber dieser Zeilen besuchte den Wellstein mit einem angesehenen Professor der Mineralogie, der unverhohlen als seine feste

Ueberzeugung aussprach es liege hier, überhaupt kein Menschenwerk vor, sondern eine Unterwaschung des Gesteins durch Witterungseinflüsse natürlicher Art.

88. Bad Wildstein.

Unter dem Erbstollen des Dorotheenbergs in der Kautenbach bei Trarbach ist man schon in früheren Zeiten auf eine warme Quelle gestoßen. Man hat mehrfach versucht, sie zu Heilzwecken zu benutzen, aber erst seit 1882 hat man wirklich Badeeinrichtungen geschaffen und hat das Ganze „Bad Wildstein" genannt, weil der Wildstein sich in der Nähe auf der Höhe des Dorotheenberges erhebt und wohl zugleich auch, weil Wildstein schöner klingt wie Kautenbach und an Wildbad erinnert. So nannte man nämlich in deutscher Sprache früherer Jahrhunderte alle solchen warmen Bäder, wo man ohne künstliche Fassung, wie auch ohne Abkühlung oder Wärmung des Wassers unmittelbar in die Quelle selbst den bresthaften Leib eintauchte. Das thut man im Grunde noch heute in Bad Wildstein, denn armsdick kommt der etwa 29 Grad Reaumur warme Strahl unmittelbar aus dem Fels in die weite Badewanne geschossen, wohlthuend und behaglich die Glieder umspülend, oben immer frisch zuströmend und durch siebartige Oeffnungen am obern Rande der Wanne immer wieder ablaufend. So ist es mit Recht und Fug ein Wildbad zu nennen, das gegen Rheumatismus und allerlei Schwächezustände treffliche Dienste leistet. Auch sind schöne Anlagen in dem lieblich gewundenen, engen Thale geschaffen und bequeme Gasthäuser erbaut, und zwischen den bewaldeten Schluchten rauscht die schäumende Kautenbach. So still und weltverloren es hier auch ist, so ist man in Zeit einer halben Stunde schon nach Trarbach gewandert und mitten im Weltverkehr drinnen. Auch fährt zweimal im Tage die Post hier vorbei, einmal in den Hunsrück hinauf und einmal nach Trarbach hinunter.

89. Die Festung Montroyal auf dem Trabener Berg.

Von Wolf bis Enkirch umfließt die Mosel in mächtigem Bogen einen nach Südost sich abdachenden Bergrücken; dort oben, nahe beim Dörfchen Kövenich, Enkirch gegenüber, ragen dürftige Mauerreste, von unten nicht erkennbar, hier und da türmen sich von Brombeeren umsponnene Schutthaufen, die sich in regelmäßigen Linien hinziehen und verraten, daß sie dereinst künstlich angelegte Wälle vorgestellt haben mögen, einzelne Erdlöcher, dicht und weich mit Ginster und Schafgarbe ausgepolstert, dazwischen üppiges Heidekraut: das sind die Reste der Festung Montroyal. Es war unter Ludwig XIV., nach dem Frieden zu Nimwegen, als ein Metzer Parlamentsrat, Ravaux mit Namen, ein abenteuerliches und willkürliches Verzeichnis entwarf von angeblichen einstmaligen Besitzungen, Lehenschaften, Dependenzen und von Dependenzen der Dependenzen der drei von Frankreich in Besitz genommenen deutschen Bistümer Metz, Toul und Verdun. Dem König gefiel der Aufsatz über die Maßen, und er ließ alsbald zwei sogenannte Reunionskammern errichten, welche schlechtweg alles, was der Herr Parlamentsrat so phantasievoll zusammengestellt hatte, für Zugehörigkeiten jener drei Bistümer erklärten; damals ließ der große König nicht bloß das Elsaß und Straßburg besetzen, sondern auch die Grafschaften Veldenz und Sponheim. Im Jahre 1684 schloß er mit dem deutschen Reich einen Waffenstillstand, wonach all jener widerrechtliche Besitz zunächst zwanzig Jahre lang bei Frankreich verbleiben solle. Da suchte denn Ludwig rasch nach einem Stützpunkt an der Mosel für weitere Angriffe gegen das ohnmächtige deutsche Reich, und sein Festungsbaumeister Vauban verfiel auf den Trabener Berg. Alsbald entstanden droben Wälle, Schanzen, Hornwerke und Wohnungen für die Besatzung: das alles nannte man Montroyal. Eine richtige Räuberbande ließ sich drin nieder, die, in sogenannte Parteien geteilt, im pfälzischen Erbfolgekrieg, der nun ausbrach, von Mainz bis Köln raubend, mordend und brennend die Lande durchzog. Aber die Notschreie der gebrandschatzten Lande hörte der Kaiser nicht,

dieweil er selbst hart von den Türken bedrängt war, nur der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, war zur Hilfe bereit. Im Frühling 1690 hatte er ein großes Heer im Lande Jülich aufgestellt, das gegen Montroyal ziehen sollte. Diesem die Nahrung zu nehmen, ließ der Kommandant von Montroyal von Wittlich bis Zell die frisch grünenden Getreidefelder umpflügen, aber die kurfürstlichen Truppen mußten in die Niederlande ziehen, um zunächst diese zu verteidigen, und so ging von Montroyal aus die Brandschatzung der Eifel, des Hunsrücks und der Mosellande lustig weiter. Im Frieden zu Ryswyk 1697 wurde bestimmt, daß die sponheimischen und veldenzischen Lande zurückgegeben werden und Montroyal geschleift werden solle. Das ist denn auch geschehen, und weit und breit atmeten die armen Menschen auf, daß endlich das harte Joch von ihrem Nacken genommen war.

---

90. Göthes Moselreise.

Daß unser gefeierter Dichter Göthe nicht nur die Mosel hinabgefahren ist, sondern auch seine Fahrt sehr anziehend beschrieben hat, ist gewiß vielen nicht bekannt. Zu deren Nutz und Frommen wollen wir Göthe selber seine Fahrt erzählen lassen. Es war im November 1792, der Dichter hatte mit seinem Fürsten den unglücklichen deutschen Feldzug in die Champagne mitgemacht und mit dem Heere den Rückzug angetreten. In Trier hatte er sich eine Woche aufgehalten, sehnte sich dann aber, dem Gewühl des Heeres zu entgehen, und mietete für sich und seinen Gefährten Paul, einen jungen preußischen Offizier, ein „einmänniges Boot". Nun erzählt er folgendermaßen:

„Die Uferansichten der Mosel waren längs dieser Fahrt höchst mannigfaltig; denn obgleich das Wasser eigensinnig seinen Hauptlauf von Südwest nach Nordost richtet, so wird es doch, da es ein chikanöses gebirgiges Terrain durchstreift, von beiden Seiten durch vorspringende Winkel bald rechts, bald links gedrängt, so daß es nur im weitläufigen

Schlangengange fortwandeln kann. Deswegen ist denn aber auch ein tüchtiger Fährmeister höchst nötig: der unsere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeschobenen Kies zu vermeiden, sogleich aber dort den an steiler Felswand herflutenden Strom zu schnellerer Fahrt kühn zu benutzen wußte. Die vielen Ortschaften zu beiden Seiten gaben den muntersten Anblick; der Weinbau, überall sorgfältig gepflegt, ließ auf ein heiteres Volk schließen, das keine Mühe schont, den köstlichen Saft zu erzielen. Jeder sonnige Hügel war benutzt, bald aber bewunderten wir schroffe Felsen am Strom, auf deren schmalen, vorragenden Kanten, wie auf zufälligen Naturterrassen, der Weinstock zum allerbesten gedieh.

Und so ging es mit gutem Glück und Mut immer weiter hinab bis zur Dämmerung, da wir uns denn aber in das mäandrische Flußgewinde, wie es sich gegen die Höhen von Montroyal herandrängt, verschlungen sahen. Nun überfiel uns die Nacht, bevor wir Trarbach erreichen oder auch nur gewahren konnten. Es war stockfinster: eingeengt wußten wir uns zwischen mehr oder weniger steilem Ufer, als ein Sturm, bisher schon ruckweise verkündigt, gewaltsam anhaltend hereinbrach; bald schwoll der Strom im Gegenwinde, bald wechselten abprallende Windstöße niederstürzend mit wütendem Sausen; eine Welle nach der andern schlug über den Kahn, wir fühlten uns durchnäßt. Der Schiffmeister barg nicht seine Verlegenheit: die Not schien immer größer, je länger sie dauerte, und der Drang war aufs höchste gestiegen, als der wackere Mann versicherte, er wisse weder wo er sei, noch wohin er steuern solle.

Unser Begleiter verstummte, ich war still in mir gefaßt. Wir schwebten in der tiefsten Finsternis, nur manchmal wollte mir scheinen, daß Massen über mir doch noch etwas dunkler als der verfinsterte Himmel sich dem Auge bemerklich machten; dies gewährte jedoch wenig Trost und Hoffnung: zwischen Land und Fels eingeschlossen zu sein, drang sich immer ängstlicher auf. Und so wurden wir im Stockfinstern lange hin und her geworfen, bis sich endlich in der Ferne ein Licht und damit auch Hoffnung aufthat. Nun ward nach Möglichkeit drauf losgesteuert und gerudert.

Endlich stiegen wir in Trarbach glücklich ans Land, wo man uns in einem leidlichen Gasthofe Henne mit Reis alsobald anbot. Ein angesehener Kaufmann aber, die Landung von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht vernehmend, nötigte uns in sein Haus, wo wir bei hellem Kerzenschein in wohlgeschmückten Zimmern englische schwarze Kunstblätter, in Rahmen und Glas gar zierlich aufgehangen, mit Freude, ja mit Rührung gegen die kurz vorher erduldeten finsteren Gefährlichkeiten begrüßend erblickten. Herr und Frau, noch junge Leute, beeiferten sich, uns gütlich zu thun; wir genossen des köstlichsten Moselweins, an dem sich mein Gefährte, der eine Wiederherstellung freilich am nötigsten haben mochte, besonders erquickte.

Paul gestand, daß er schon Rock und Stiefel ausgezogen, um, wenn wir scheitern sollten, uns durch Schwimmen zu erretten, wobei er sich denn freilich nur allein möchte durchgebracht haben.

Kaum hatten wir uns getrocknet und geletzt, als es in mir schon wieder zu treiben anfing und ich fortzueilen begehrte. Der freundliche Wirt wollte uns nicht entlassen, sondern verlangte vielmehr, wir sollten den morgenden Tag noch zugeben, versprach auch von einer benachbarten Höhe die weiteste, schönste Aussicht über ein bedeutend Gelände und manches andere, was uns zur Erquickung und Zerstreuung hätte dienen können. Aber es ist wunderbar: wie sich der Mensch an ruhige Zustände gewöhnt und in denselben verharren mag, so gibt es auch eine Gewöhnung zum Unruhigen; es war in mir die Nötigung zu einem rollenden Forteilen, der ich nicht gebieten konnte.

Als wir daher fortzueilen im Begriff standen, nötigte uns der wackere Mann noch zwei Matratzen auf, damit wir im Schiff wenigstens einige Bequemlichkeit hätten: die Frau gab solche nicht gern her, welches ihr, da der Barchent neu und schön, gar nicht zu verdenken war.

Bis Koblenz schwammen wir ruhig hinunter, und ich erinnere mich nur deutlich, daß ich am Ende der Fahrt das schönste Naturbild gesehen, was mir vielleicht zu Augen gekommen. Als wir gegen die Moselbrücke zufuhren, stand uns dieses schwarze, mächtige Bauwerk kräftig entgegen;

durch die Bogenöffnungen aber schauten die stattlichen Gebäude des Thals, über der Brückenlinie soeben das Schloß Ehrenbreitstein im blauen Dufte durch und hervor; rechts bildete die Stadt, an die Brücke sich anschließend, einen tüchtigen Vordergrund. Dieses Bild gab einen herrlichen, aber nur augenblicklichen Genuß; denn wir landeten und schickten sogleich gewissenhaft die Matratzen unversehrt an das von den wackern Trarbachern uns bezeichnete Handelshaus."

Das gastliche Haus in Trarbach war das Böckingische. Die Firma war 1624 zu Trarbach gegründet worden, und das stattliche Haus unten an der Mosel steht noch, eines der wenigen im Brande von 1857 verschonten. Die Familie blüht noch, wohnt aber nicht mehr in Trarbach.

---

91. Die Gräfin Lauretta von Sponheim-Starkenburg und Erzbischof Balduin.

Hoch oben an dem Berge zwischen Trarbach und Enkirch, am rechten Moselufer, klebt schwalbennestartig das Dörflein Starkenburg, auf den kaum noch erkennbaren Mauerresten der einstigen Starkenburg gebaut, so daß man nicht mehr ahnen kann, daß hier eine der stolzesten Moselburgen gestanden hat. Besonders berühmt ist die Burg durch die überaus verwegene That einer Frau, der Gräfin Lauretta von Sponheim, die gegen den mächtigsten Kirchenfürsten seiner Zeit sich selbst Recht zu verschaffen wußte. Graf Johann von Sponheim-Starkenburg war 1314 vom Erzbischof Balduin zu dessen oberstem Amtmann für seine Lande zwischen Mosel und Rhein ernannt worden, aber gerade diese Stellung hatte zu schweren Irrungen Anlaß gegeben. Als nun Johann gestorben war und auch sein Sohn von einer Wallfahrt ins heilige Land nicht wiedergekehrt, da hatte die Witwe dieses Sohnes, Gräfin Lauretta, eine geborene Gräfin Salm aus dem Wasgau, Balduins ganzen Zorn zu tragen. Als sie nun gar einen Lehensmann des mächtigen Kurfürsten, Friedrich, Wildgrafen von

Kirburg bei Kirn, gefangen genommen hatte, da rächte sich der kriegerische Kirchenfürst dadurch, daß er auf sponheimischem Boden, bei Birkenfeld, eine Zwingburg baute und von dort aus fortgesetzt Raubzüge in die Grafschaft Sponheim unternehmen ließ. Doch Balduin hatte die Kühnheit der Witwe unterschätzt. Als er arglos im September 1327 zu Kahn die Mosel abwärts reiste gen Koblenz, hatte Lauretta diesen Umstand vorher ausgekundschaftet. Am Fuß der Starkenburg, da wo die Fähre hinüber nach Litzig geht, ließ sie eine eiserne Kette durch die Mosel ziehen, und wie des Kurfürsten Nachen plötzlich aufrannte und stillelag, da rudern aus dem Gebüsch des rechten Moselufers Gewappnete heran und erklären den Erzbischof schlankweg für gefangen. Er wird auf Starkenburg geführt, aber von Lauretta ausgesucht höflich empfangen. Die Gräfin hält ihm sein Unrecht vor und erklärt festiglich, er käme nicht eher frei, er habe denn einen Sühnebrief unterschrieben, dessen Entwurf sie ihm vorlegte. Der Gefangene machte gute Miene zum bösen Spiel, versprach die Burg zu Birkenfeld der Gräfin zu übergeben, mit ihr ein Bündnis zu schließen, drei Schiedsmänner anzuerkennen, falls eine Mißhelligkeit zwischen ihm und der Gräfin entstehen sollte und zuletzt elftausend Pfund Heller Lösegeld. Und wie alles unterschrieben war, ward Balduin der Haft entlassen. Zu seinem Lobe für allezeit sei ihm nachgesagt, daß er getreulich alles gehalten, ja als der Papst aus Zorn die Lauretta in den Bann gethan, hat er sich dafür verwandt, daß sie losgesprochen wurde und nur vier ewige Ampeln im Dom zu Trier unterhalten solle. Lauretta erbaute sich mit den elftausend Pfund Hellern das Schloß Frauenberg an der Nahe bei Oberstein, dort verbrachte sie den Rest ihrer Tage, nachdem sie ihrem inzwischen erwachsenen Sohne Johann III. die Regierung der Grafschaft Sponheim übergeben hatte.

---

92. Enkirch.

Am rechten Moselufer türmen sich zwischen Nußbäumen die freundlichen Häusermassen des bedeutenden Fleckens

Enkirch am Bergeshang übereinander; der Ort wird schon 690 erwähnt, wo Adela, König Dagoberts Tochter, dem Kloster zu Pfalzel Güter in Enchiriacum zuweist. Später heißt es Ankaracha, Einkirke, Enkerich; die Königin Richenza von Polen schenkte Besitz in Enkirch an die Abtei zu Brauweiler, das Kloster Ravengiersburg baute zu einem Hof, den es in Enkirch besaß, eine Kapelle, die landeinwärts am Fuß des Stephansberges gelegene Klause. Als 1557 in dem zur hinteren Grafschaft Sponheim gehörenden Enkirch die Reformation eingeführt wurde, verwandelte man die Klause in ein Hospital für gebrechliche Leute. Als aber die Reunionskammern die sponheimischen Lande mit Frankreich vereinigten, da wurden Franziskaner hineingesetzt, zum größten Mißvergnügen der ganz protestantischen Bevölkerung. Die französische Revolution vertrieb die paar blutarmen Mönche, die in der Klause ein kümmerliches Dasein führten, später ward das Gebäude zu einer Kapelle für die paar katholischen Bewohner Enkirchs hergerichtet. Der Ort zieht vielen Wein, die beste Lage ist der Stephansberg. Eine Merkwürdigkeit aus alter Zeit sind auch einige am Moselufer auf der Erde liegende Säulenschäfte aus Syenit, der Tempel genannt, rätselhafter Bestimmung, anscheinend in römischer Zeit dort abgelagert und zu einem nie ausgeführten Bau bestimmt. Eine Merkwürdigkeit aus neuerer Zeit ist der Umstand, daß die Enkircher keine Gemeindesteuer zahlen, sondern noch Holz und Felder zum Anbau von Getreide und Kartoffeln geliefert bekommen.

---

93. Der Burger Wein als Fastentrunk.

Unterhalb Enkirch liegt am rechten Moselufer Burg, wo auch ein guter Wein wächst. Im Jahre 1659 gründeten Karmelitermönche eine Niederlassung in Koblenz. Jetzt ist ihr Kloster das Königliche Arresthaus, und ihre Kirche dient zur katholischen Garnisonkirche. Als sie noch nicht lange in der Stadt waren, überraschte sie in der Fastenzeit eines Abends der Kurfürst bei ihrer Abendmahlzeit,

da hatte jeder Mönch einen halben Schoppen saueren Dünnbieres vor sich und dazu schwarzes Roggenbrot: das war alles. Das jammerte den Fürsten. Ich will euch einen bessern Fastentrunk geben, sagte er; die Gemeinde Burg an der Mosel ist mir ein Kapital schuldig, das sie nie abtragen kann, denn es ist ihr in den seltensten Goldmünzen dargezählt worden, und sie müßte das Gold in den nämlichen Sorten wiedergeben. Statt der Zinsen bekomme ich jährlich das beste Fuder Wein, das in ihrer Gemarkung gewachsen ist. Dieses Fuder überweise ich euch zum Fastentrunk. Solang ich lebe, sollt ihr den Wein mit einem Vivat Johannes Hugo trinken, aber nach meinem Tode soll der Krug mit einer schwarzen Schleife gezeichnet werden und nicht eher angebrochen werden, als bis ein Deprofundis für meiner armen Seelen Ruhe gesprochen ist. Ob das Kapital in den seltensten Goldmünzen jemals bezahlt worden ist, darüber schweigt die Geschichte.

---

94. Das Kloster Springirsbach.

Von Reil liegt eine Stunde landeinwärts, bei Bengel, einer Station der Eisenbahn von Koblenz nach Trier, die altberühmte Abtei Springirsbach. Die stattliche Kirche im Rokokostil stammt aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, von dem alten Kloster ist nur noch ein Stück Kreuzgang übrig. Benigna, eine Witwe aus dem Geschlechte derer von Daun, der Vögte des Cröferreichs, stiftete im Jahre 1107 die Abtei Springirsbach und besetzte sie mit Mönchen von der Regel des heiligen Augustinus. Der erste Abt war Richard, der Stifterin Sohn. Reiche Schenkungen wurden dem Kloster zugewandt, und das steigerte sich im Laufe der Jahrhunderte wahrhaft ins Riesenmäßige, so daß in mehr denn 50 Orten die Mönche Höfe und Grundbesitz hatten und nach dem Inventar von 1791 noch gegen 40 000 Mark nach unserm Gelde jährlicher Einkünfte gerechnet wurden, Weinwuchs in nicht minder dem 21 Ortschaften. Von sonderlichem Nutzen, den das Kloster ge-

stiftet, oder von berühmten Insassen verlautet in den Chroniken nichts, nur daß mehr und mehr der Konvent nur aus Edelleuten sich zusammensetzte, wie auch daß klösterliche Zucht und Ordnung mehr und mehr in Abnahme gerieten. Verschiedentlich nahmen trierische Erzbischöfe Anläufe, reformierend einzugreifen, aber es wollte nicht glücken; der letzte Kurfürst, Klemens Wenzeslaus, gedachte das Kloster nach Koblenz zu verlegen und hatte die neuangelegte Schloßstraße ausersehen, der Klosterherrn Behausungen allda zu errichten. Doch begnügte er sich schließlich, die noch jetzt stehende prächtige Kirche zu bauen und die Abtei in ein adeliges Ritterstift umzuwandeln. Dies geschah feierlichst am Sonntag Reminiscere 1791. Aber fünf Jahre darauf war alles weggeblasen von den Stürmen der Revolution, das Kloster sank in Schutt, die Güter kamen in weltliche Hände, und auf der Klosterflur baute sich ein Dörflein an, dem die stattliche Klosterkirche zur Pfarrkirche dient.

---

95. Sage von der Kaiserherberge im Condelwald.

Diesen Namen trägt eine hoch gelegene Stelle des großen, bei Reil beginnenden Condelwaldes, der so lange Zeit ein Besitz des Klosters Springirsbach gewesen ist. Als die Schweden sengend und raubend durch die Moselgegenden streiften, da rettete sich der Kaiser mit einem Häuflein Getreuer an jenen entlegenen, waldigen und unzugänglichen Ort. Es war daselbst eine Schäferei, die diente dem Kaiser zum Lager. Die sieben Ortschaften aber, die man das Cröferreich nennt, dazu auch Reil gehört, hielten getreu zu ihrem Kaiser und schickten ihm und seinen Gesellen Speise und Trank hinauf auf die Schäferei, bis die Schweden weg waren und der Kaiser wieder herabsteigen konnte. Jene Stelle aber heißt bis heute die Kaiserherberg.

---

96. Der Reilerhals.

Hinter Reil steigt dicht am Moselufer das Gebirge steil in die Höhe, eine Einsattelung trägt den Namen

Reilerhals, dort hinüber führt eine vielbegangene Stra nach Alf. Auf der Höhe des Passes lenkt die Straße an einem Kapellchen vorbei, das ins Moselthal hinunterschaut. Diesem Punkte nahte sich um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Wanderer nur mit Herzklopfen, und war er glücklich vorüber, dann bekreuzte er sich; war doch der Reilerhals der Sammelplatz der schrecklichen Moselräuberbande. Die Franzosen hatten das Land eingenommen, die kurtrierischen Beamten waren abgesetzt, neue Gewalten noch nicht ordnungsmäßig in Thätigkeit, Freiheit und Gleichheit war die Losung. Wie sollten in solcher Zeit nicht alle Bande des Gesetzes und der frommen Scheu sich lockern?

Im Hunsrücken und an der Nahe hauste die Bande des Schinderhannes, der Ruf ihrer Thaten feuerte allerlei wilde und rohe Gesellen an der Mosel zur Nachfolge an. Der geistige Anführer war ein schon ältlicher Schmied, Hans Bast Nikolai aus Krinkhof bei Bertrich. Er war ein Riese von Wuchs und in seiner Jugend der Stolz der kurtrierischen Grenadiere gewesen. In seinem Haus wurden die Schandthaten ausgeheckt, und da Bast Nikolai den Hehler spielte, auch ab und zu einem Bauer andeutete, wo etwa ein ihm gestohlenes Pferd zu finden sei, so blieb er lange von jedem Verdacht frei. Sein Freund war Richard Bruttig, ein Metzger aus Bertrich, ein Mordgeselle von wildester Grausamkeit und teuflischer Kälte, auch der Tuchhannes, der Johann Krämer, der Iltis-Jakob, der Müller Christian Hoscheid aus Reil und noch viele andere gehörten zur Bande. Die Brandstiftung und in aller Oeffentlichkeit vorgenommene Ausraubung der Mühle zu Lieg bei Treis war der Anlaß, daß endlich mit Ernst vorgegangen ward gegen das Gesindel. Hoscheid hatte noch am meisten das an sich, was für manche überspannte Gemüter einem Räuber etwas Anziehendes verleiht: er war ungewöhnlich stark und gewandt, feurig, von Hause aus gutmütig, wahrheitsliebend, auf seine Weise sogar gerecht und ehrlich. Es gelang, die meisten Räuber zu erwischen, und nachdem ihnen der Prozeß gemacht war, wurden sie am 26. Dezember 1799 zu Koblenz enthauptet. Nur des Krämer, genannt Hunsrückerhannes, konnte man niemals habhaft werden, man sagt, er sei von später ge-

worbenen Genossen erschlagen worden. Die Hunsrückbande aber wurde samt ihrem Hauptmann, dem Schinderhannes, im November 1803 zu Mainz enthauptet. Von da ab hat man hierzulande von Räuberbanden nichts mehr vernommen. Die aktenmäßige Darstellung jenes Räuberunwesens liest man am besten in dem Buche von Rauchhaupt.*

97. Die Marienkrone zu Pünderich.

Bei Pünderich tritt die von Trier nach Koblenz führende Eisenbahn aus einem Tunnel heraus und beendet damit ihren Seitenweg durchs Eifelland, den sie von Ehrang aus eingeschlagen hatte.

Von hier ab geht eine kurze Stichbahn nach Traben. Doch liegt das Dorf Pünderich auf dem jenseitigen Moselufer, gerade da, wo der Strom jene auffallendste all seiner Schleifen beginnt und um das Vorgebirge herumlenkt, auf dem Kloster Marienburg liegt. An die Pündericher Moselfuhrt knüpft sich folgende Sage: Es stand drunten am Fluß eine kleine gotische Kapelle aus dem 13. Jahrhundert, die 1841 wegen Baufälligkeit abgetragen worden ist. In diesem Kirchlein war ein Marienbild, das von frommen Händen mit einer goldenen Krone geschmückt worden war. Da ist einmal ein Raubritter drüben vom Hunsrück gekommen, hat der Muttergottes die goldene Krone genommen und sie mit lästerlichen Worten seinem Pferde aufgesetzt. Das Pferd aber ist alsobald scheu geworden und stracks auf die Mosel zugelaufen und hat sich hineingestürzt. Roß und Reiter und die goldene Krone sind im Strome versunken, nur ein weißer Schaumstreifen zeigt brausend und ewig grollend die Stelle an, wo die Flut den Gottesfrevler verschlungen hat.

98. Kottwirtschaft an der Mosel.

Wer an einem Abend in der zweiten Hälfte des August oder im September die Mosel abwärts fährt, dem bietet

* Rauchhaupt, Schinderhannes 2. Aufl. Preis Mk. 1.— Kreuznach, Ferd. Harrach. Ebenda: Räuberbande der Mosel, Preis 0,50 Mk.

sich eine mächtige Rauchwolke, die leise im Wind hin und herwogt und anscheinend einer großen Masse einzelner Herde entstammt. Wendet sich aber der Blick nach einer andern Richtung: was ist das? huscht da nicht eine Flamme quer über den Abhang hin und umarmt mit Todesgluten das trockene Gras, den Ginster und jetzt gar den Wald? Sollten die heißen Sommertage alles so ausgedörrt haben, daß ein so riesiger Waldbrand entstehen konnte? Und die wandernden Punkte dazwischen: sind das Menschen, die zu löschen versuchen? Es sind allerdings Menschen, aber sie löschen nicht, sie zünden an, und was man da sieht, das ist das Sengen und Schiffeln der Lohhecken, hier Rotthecken genannt.

An dem gewundenen Mosellauf schauen die Berghänge nach allen Richtungen der Windrose, zum Weinbau eignen sich nur die nach Süd und Osten gelegenen Berge, während die nach Nord und Westen blickenden mit Wald bestanden sind, meist mit Lohhecken. Nach etwa zwölfjährigem Wachstum werden diese Eichenschälwaldungen entrindet, und die Rinde gibt dann die Lohe für die Gerber. Die Lohhecken sind meist Gemeindeeigentum und zwar ein höchst wertvolles Eigentum. So besitzen die 28 Gemeinden des Kreises Zell zur Zeit gegen 9000 Hektaren Lohhecken, die jährlich rund 30 000 Zentner Lohe im Werte von ungefähr 180 000 Mk. liefern. Aber die Hecken werden zu noch anderm Frohndienste gezwungen, sie sind auch vielfach die Aecker des Mosellandes und zwar, da sie ja Gemeindegut sind, gemeinsame Aecker. Im April werden sie verteilt und zwar verlost. Jede selbständige Haushaltung erhält ein solches Los, wer nicht durch Geburt oder Heirat Gemeindebürger ist, kann sich gegen Einzahlung von etwa sechshundert Mark einkaufen und dadurch das Nutzungsrecht erwerben; jeder Nutzungsberechtigte erhält das gleiche Teil. Ist nun der in diesem Jahre dazu auserlesene Schlag abgetrieben, dann sieht man im Frühsommer die geschundenen Eichenbengel wie um Erbarmen flehende nackte Arme weiß und gespenstisch zum Himmel ragen. Aber im Juni sind sie schon verschwunden, und nun beginnt auch schon die Arbeit der Losinhaber in den „Rotthecken", wie die Lohschläge genannt

werden. Dem Winzer ist eben kein Erholungstag gegönnt, soweit die Weinbergsarbeiten ihn nicht in Anspruch nehmen, wird im Rott geschafft, das ganze Jahr durch. Sind die Abhänge sehr steil und zwischen dem abgetriebenen Eichenholz nur ungenügend Rasen und brennbares Kraut vorhanden, so findet das sogenannte Sengen statt, d. h. es wird alles schwache Reisig gleichmäßig über das Rottland ausgebreitet und durch laufendes Flammenfeuer „über Land gebrannt". Die dadurch entstandene Asche wird untergehackt und das jetzt gewonnene Feld mit Roggen besät. Im folgenden Jahr kommen Kartoffeln hinein und im dritten Hafer. Es ist ein mühsamer Anbau, erstlich der steile Abhang, dann das Aufhacken an den Sengestellen und das Sammeln der Steine, endlich die Unterbrechung der Feldfläche durch die Eichenwurzelstöcke, deren junge Triebe oder Loden sorgfältig geschont, ja sogar im dritten Jahr, wenn sie etwa tischhoch sind, vielfach zusammengebunden werden müssen, auf daß sie sich nicht allzubreit machen. Inzwischen sind wieder andere Strecken des Gemeindewaldes geschält worden, und so verlegen sich alljährlich die den einzelnen Haushaltungen zugewiesenen Aecker. Wo aber die Abhänge sanfter sind und droben auf der Hochfläche, wo der Boden eine dichtere Grasdecke hegt, da werden öd liegende Gemeindeländereien zur Nutzung durch „Schiffeln" ausgethan. Der Rasen wird dann ausgehoben und aus ihm und all der „Räumlichkeit" zwischen den Erdstücken werden „Schmodhaufen" mit großer Mühe aufgebaut: Reisig in der Windrichtung mit Durchzug und große Stücke Rasen darüber; das wird angezündet, qualmt sich aus und erzeugt viele und fruchtbare Asche. Wer schiffeln geht, ist den ganzen Tag von Hause fort und hat sich mit einem gewaltigen Butterbrot zu versehen. Darum sagt man an der Mosel, wenn man einem Kinde ein besonders großes Butterbrot gibt: „So, damit kannst du schiffeln gehn!" Da durch das laufende Flammenfeuer des Sengens die Asche leicht verstiebt, auch Feuersgefahr für den Wald vorhanden ist und die Wurzelstöcke der Eichen durch den Gluthauch leicht eingehen, so duldet die Behörde das Sengen nur ungern, kann es aber als uralten Gebrauch nicht wohl

verbieten — wird doch diese Art Wirtschaft schon in einer Springiersbacher Urkunde vom Jahre 1332 erwähnt. Man entzöge ja auch zahlreichen Menschen dadurch Nahrung und Beschäftigung. Was sollte an die Stelle kommen? Bequemer wäre es ja, wenn jede Gemeinde bestimmte Waldflächen bleibend in Ackerland umwandelte und in feste Hände übergäbe als Eigentum; aber das wollen die Leute nun einmal nicht, sie halten lieber an ihrer altgermanischen Flurgemeinschaft fest, die den Vorteil bietet, daß die Gemeinde sich als ein innig miteinander verwachsenes Ganze fühlt, wo jeder Bürger gleiche Rechte und gleiche Pflichten hat. Wer Gemeindebürger ist, der kann nicht verarmen, wenn er nur ein Paar kräftiger Arme besitzt und solche auch wacker benutzt.

---

99. Ferme wie ein Zeller.

Das ganze rechte Moselufer von Pünderich bis Bullay, also der äußere, weitere Bogen der Mosel hieß sonst das Hamm und das dort liegende Städtchen Zell demzufolge Zell im Hamm, lateinisch Cella in Hammone. Der ummauerte Ort hat noch heute ein mittelalterliches Aussehen: alte Giebelhäuser, Wachttürme, vor allem das turm- und erkerreiche Schloß, die Residenz des kurtrierischen Amtmanns, bringen das zuwege. Die Zeller galten allezeit als tapfer und als treue Anhänger ihres Bischofs. Als Franz von Sickingen 1520 jenen ebenso kühnen als abenteuerlichen Zug gegen Trier unternahm, der seinen Fall und Tod herbeiführte, da war in Trier höchste Not: der Erzbischof Richard von Greifenklau weilte außerhalb seines Landes, um Kriegsvölker und Verbündete zu werben, Sickingen aber rückte dem Erzstifte immer näher. Damals zeichneten sich die Zeller besonders aus, indem sie fünfzig Mann hoch freiwillig ihrem Erzbischofe zu Hilfe zogen und indem sie es vorzugsweise waren, die als Vorhut Sickingens Sturm auf Trier zurückschlugen. Darum sagte man noch lange Zeit im Mosellande sprichwörtlich: „He staiht ferme, wie 'n Zeller us dem Hamm". Doch ist Zell ein Bild vergangener Größe. Da

es in dem tiefen Moselbogen liegt, den jedermann auf Richtwegen abschneidet, so kommt nur nach Zell, wer dort zu thun hat oder der Wanderer, den die Reize der Landschaft locken. Die Welt hat es vergessen, und obschon stolz genug zwei Vorstädte an Zell sich lehnen, oberhalb Brandenburg, so genannt nach einem großen Brande 1857, und unterhalb Currey, so bilden doch der Hauptort und die zwei Vorstädte zusammen nur ein recht bescheidenes Ganze.

---

100. Was ein Zeller Arzt vom Moselwein hält.

Zwei Moseler Aerzte haben in besondern Schriften den Moselwein als Heilmittel gepriesen, der Trarbacher Dr. Graff 1821 und der Zeller Dr. Meurer 1866. Letzterem erscheint der Moselwein als das reine Allheilmittel, nach ihm ist er gut besonders gegen Blasen- und Gallenstein, Gicht, Hypochondrie, Wassersucht nnd doppelte Glieder, Diphterie und Hospitalbrand, Typhus und gastrisches Fieber, gegen alle Hautkrankheiten und Ausschläge, ja sogar gegen das Ausfallen der Haare und gegen Trichinen. Nur allein bei Sodbrennen und Magensäure rät Meurer vom Moselwein ab. Diese Heilwirkungen alle rühren im tiefsten Grunde von der Eigenschaft her, die er dem Moselwein vor allem zuschreibt, daß er nämlich alle Arten körperlicher Ausscheidung gelind und wohlthätig befördert. „Der sogenannte Katzenjammer,“ sagt Meurer, „ein aus Lähmungserscheinungen der verschiedenen Nervensysteme, lokalen Congestionen und gastrischen Störungen zusammengesetzter unleidlicher Zustand, wird auch nach ziemlich starken Exzessen im Trinken der genannten Weine nie in einem hochausgebildeten Grade beobachtet, was besonders solchen sehr auffällt, die, früher an andere Weine gewöhnt, sich zufällig einmal einen Rausch in Mosel- oder Saarwein angebunden haben.“

Zum Zweck der abendlichen Erholung seien die leichten und anmutigen Moselweine, sagt er, viel passender als schwere Weine, da sie auch reichlich genossen, was in heiterer

Gesellschaft so leicht geschehe, weder durch zu starken Weingeistgehalt den Kopf, noch durch zu viele Säure den Magen angreifen. Vor allem aber rät er dem schönen Geschlechte den Moselwein an: „Wenn nun doch einmal Kinder,“ sagt er, „junge Personen und Weiber trinken wollen und trinken sollen, so ist keine Frage, daß diesen zarten Geschöpfen die leichten und lieblichen Moselweine am zuträglichsten und gesundesten sind, indem sie das leichtbewegliche, sensible und irritable Leben solcher Personen nicht so ungestüm ansprechen und reizen, wie schwere Weine, sondern eben nur spielend und gleichsam freundlich liebkosend auf die zarteste und gelindeste Weise ansprechen.“ Man sieht, daß den ernst untersuchenden Arzt sein Thema fortreißt und beinahe poetisch begeistert. Warum denn auch nicht, sagt doch schon ein Vers aus dem Mittelalter:

Vinum mosellanum
Est omni tempore sanum,

zu deutsch:

Moselwein ist gesunde,
Bekommt zu jeglicher Stunde!

---

101. Kloster Marienburg.

Im Jahr 1127 wurde auf der schmalsten Stelle des Bergkammes, der die Mosel zwingt, die große Schleife zu machen, das Frauenkloster Marienburg errichtet und unter die Aufsicht der Abtei Springiersbach gestellt. Der Punkt war landschaftlich schön, aber für diesen Zweck etwas ungeschickt ausgewählt: das Kloster lag auf einem allzu ausgesetzten Punkte, der in unruhigen Zeitläuften notwendig immerwährend Kriegsvolk anlocken mußte, bald als Angreifer, bald als Verteidiger. Da nun in den häufigen Fehden jener Tage bald die Klostergebäude zerstört wurden und Ausbesserung heischten, bald die Einkünfte des Konvents geschmälert wurden, bald die Klosterzucht Schäden aufwies, so erwirkte schließlich Richard von Greifenklau eine päpstliche Bulle, die die Vereinigung des Klosters Marienburg mit Kloster Stubben anordnete. Die Nonnen weigerten

sich des, zumal die Meisterin, Ottilie von Kesselstatt, an ihrer vornehmen Sippschaft einen Rückhalt zu haben glaubte. Man mußte schließlich jeder „Konvents-Jonffer“ ein ausreichendes Jahrgehalt zubilligen samt Erlaubnis, zu leben, wo sie wolle. Die Festung jedoch, die der Erzbischof auf den Bergrücken legen wollte, kam nicht zu stande, und so zerfielen die Klostergebäude allgemach. Die gotische Kapelle, mit Epheu umsponnen, schaut noch als malerische Ruine auf die Mosel herunter, die zur Rechten und zur Linken vorüberfließt.

---

102. Der Schatz im Kloster Marienburg.

Ein Mädchen aus Briedel schnitt Gras an einem Abhang der Marienburg. Da erschienen ihm zwei Nonnen und winkten ihm, es solle folgen. Das Mädchen folgte und ward in ein unterirdisches Gewölbe geführt, wo zwei eiserne Kisten standen, und darauf lag eine feurige Schlange, die hatte ein Schlüsselgebund im Maule. Die Nonnen hießen das Mädchen mit seinem Munde das Gebund Schlüssel nehmen, dann wäre die eine mit Gold gefüllte Kiste sein eigen, aber die andere Kiste müsse es den Armen opfern. Zweimal versuchte das Mädchen, das Gebund Schlüssel zu nehmen, aber wie es mit dem Gesicht nahe kam und in die feurigen Augen der Schlange sah, wich es jedesmal entsetzt zurück, und dann lief es weg. Die Nonnen aber riefen ihm nach: Seelenmörderin!

---

103. Die drei Zecher zu Bullay.

Auf der Bullayer Kirchweihe ist von jeher scharf gezecht worden. In Begleitung des edlen Ritters Zant von Merl besuchte sie im Jahr 1300 der durch gewaltige Leibeskräfte ausgezeichnete Friedrich von Hattstein, Feldhauptmann zu Limburg an der Lahn. Der wollte sich brüsten, hob also ein volles Ohmfaß in die Höhe und trank aus dem Spundloch. Das konnten die beiden Heimburger

nicht ansehen, der eine war von Reef, der andere von Aldegund, es schien ihnen gegen die Moselerehre, daß ein Fremder die Einheimischen also aussteche, drum schwangen sie rasch ein jeder gleichfalls solch ein Ohmfaß in die Höhe und ließen zum Spundloch den Wein in die Kehle strömen, daß es lustig gluck! gluck! sagte. Und wechselsweis tranken die drei Zecher, der eine auf das Wohl der Aebtissin von der Marienburg, der andere auf den Kurfürsten und der dritte auf den römischen Kaiser deutscher Nation.

104. Die Burg Arras im Alfthal.

Fährt man an Alf vorüber und blickt in das Alfbachthal hinein, so wird die Aussicht durch einen steilen, ziemlich kahlen Berg geschlossen, der sich kulissenartig quer vor das Thal schiebt, da wo der Uesbach in die Alf fällt. Die Höhe krönt ein mächtiger Turm, der letzte Rest der Burg Arras. Um das Jahr 930 zogen nach der Sage hier Hunnenscharen vorbei, alles um sich her verwüstend. Im Thal der Alf hauste aber ein tapferer Köhler, der hatte zwölf kräftige Söhne, die zogen rings in der Gegend umher und riefen die Leute zur Abwehr der Feindesscharen zusammen. Es gelang ihnen, viele Hunnen zu erschlagen und den Rest in die Flucht zu treiben. Der Pfalzgraf schlug den Köhler und seine zwölf tapfern Söhne zu Rittern, und der Erzbischof Ruotbert von Trier erbaute ihnen die Burg Arras, die Stammburg eines ritterlichen Geschlechtes, das in seinem Wappen die sogenannten Spitzwecke führte, Abbilder der länglichrunden Ungarnschilde.

105. Zwei Sagen von Bertrich.

Geht man das Alfbachthal hinauf und folgt dann der Landstraße, die alsbald in das Uesbachthal einbiegt, so kommt man in zwei Stunden nach Bad Bertrich, wo eine 26 Grad warme, an schwefelsaurem Natron reiche Mineral-

quelle aus einem Brunnen quillt, den schon die Römer in den Fels gehauen haben. Eine zweite Quelle wird auch schon seit 400 Jahren zu Heilzwecken benutzt. Man nennt Bertrich auch das milde Karlsbad.

Oberhalb der Stelle, wo die Quelle jetzt gefaßt ist, befindet sich in der „Sandrutsch" eine Höhle, worin nach der Sage der Einsiedler Berterich gewohnt hat. Er war von Gicht geplagt, und da er die warme Quelle gefunden, versuchte er durch Baden in derselben sich von seinem Uebel zu befreien. Wie nun der heilige Mann bald völlig gesundete, erzählte er andern von der Heilkraft der Quelle, und von der Zeit an kamen die Preßhaften und Siechen in Scharen herbei.

Am Schnapsberg in der Nähe von Bertrich hat man oft in der Nacht ein Feuerchen brennen sehen. Zwei Männer aus Wittlich brachten eine Glücksrute an die Stelle und überzeugten sich, daß an dieser Stelle wirklich unterirdische Schätze verborgen sein müßten. Sie gruben nach und waren auch schon auf eine schwere eiserne Kiste gestoßen, da rief der Müller aus der benachbarten Mühle ihnen zu: „Heda, was macht ihr da?" und alles war verschwunden, und die Stelle konnten sie auch nicht wiederfinden.

---

106. Das Mannethal an der Entersburg bei Bertrich.

Am Uesbach, oberhalb des Bades Bertrich, liegen auf waldiger Höhe die Trümmer der Entersburg, eines schlimmen Räubernestes. Die Sage erzählt, daß man eines Tages beschlossen habe, die Feste zu brechen und den Landfriedensstörer zu strafen; als man die Burg eine zeitlang belagert hatte, gingen den Eingeschlossenen die Lebensmittel aus, da erscheint auf der Ringmauer die Burgfrau und bittet um Erbarmen. Ihr Eheherr sei willens, auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben und stelle nur die Bedingung, daß man sie, die Burgfrau, abziehen lasse mit soviel Habseligkeiten und Kleinoden, als sie in einer Manne, so nennt man an der Mosel die großen Tragkörbe, auf dem Kopf zu tragen vermöge. Gerne willigt man ein und läßt alsbald

die Burgfrau mit ihrer Manne heraus, dann stürmt man durch das offene Thor und nimmt die Besatzung gefangen, nur des Burgherrn selber konnte man nicht habhaft werden: freilich nicht, denn die Frau hatte ihn in der Manne hinausgetragen. Noch heute heißt darum das Thal am Fuße der Entersburg das Mannethal.

---

107. Legende von dem Bau der Neefer Kapelle.

Das Kirchlein zu Neef steht nicht unten im Thal, sondern thront hoch oben auf steiler Bergeshöh. Ueber seine Erbauung gibt es folgende Legende:

Die Kapelle zu Neef war morsch und zerfallen, drum ward ein Neubau beschlossen. Die daselbst eingepfarrte Gemeinde waren arme Winzer, und man sammelte deshalb ringsumher milde Gaben. Die Klosterfrauen zu Stubben hatten Geld gespendet, andere Leute Holz und Steine. Jeden Morgen aber waren die Bausteine verschwunden und lagen droben auf der Höhe. Der Pfarrer schalt auf die Unachtsamkeit der Bauleute und auf das frevelhafte Beginnen gottloser Menschen, die diesen Schabernak spielten, aber es half nichts, andern Tags lagen Holz und Steine doch wieder oben. Und wie er selber die folgende Nacht Wache hielt, da sah er Engel herniederschweben, die trugen wie der Sturmwind die Baustoffe nach oben. Da schauerte seine Seele, weil er ein Wunder erblickt hatte, und man folgte dem himmlischen Zeichen und baute das Kirchlein oben an den Felsenhang. Da steht es noch hente.

---

108. Kloster Stubben.

Gerade da, wo die Mosel um die scharfe Felsenecke gegenüber Bremm herumlenkt, liegt auf einer Insel, die aber jetzt mit dem rechten Ufer zusammenhängt, die Ruine des Frauenklosters Stubben; zwischen hohem Gras und Weiden ragen die von spitzbogigen leeren Fensterhöhlen

unterbrochenen kahlen Längsmauern der einstigen Klosterkirche gen Himmel, mehr gespenstisch als malerisch.

Alles Holzwerkes und Eisens ist das Gemäuer beraubt, und auch die vom heiligen Bernhard einstmals hierher gebannten Nachtigallen scheinen nicht mehr hier zu nisten. Anno 1136 hat Egilolf, ein reicher Laie, zu Ehren des heiligen Nikolaus dies Kloster gestiftet, und seine Tochter Gisela ward die erste Aebtissin.

Eine freilich sehr späte Sage fügt hinzu, Gisela habe deshalb den Schleier genommen, weil ihr Verlobter vor ihren Augen in der Mosel ertrunken sei. Die Schwestern folgten der Augustinerregel, und ihre Einkünfte mehrten sich so, daß ihre Zahl auf hundert beschränkt wurde, also eine ungewöhnlich stattliche Zahl von Insassen. Das Kloster bestand bis 1786, da verwandelte es der letzte Kurfürst in ein freies adeliges Damenstift, da die Klosterzucht doch gänzlich dahin war und nur Hader die gottgeweihten Räume erfüllte. In der Franzosenzeit ward das Kloster gänzlich aufgehoben und bis auf die noch stehenden Seitenmauern der Kirche abgebrochen.

---

109. Das Beutestück des Kreuzritters zu Stubben.

Das Kloster Stubben ist daran schuld, daß ein Kleinod von unschätzbarem Werte bis auf unsere Tage gelangt ist. Das ist so gekommen: In der ersten Blütezeit des Klosters nahmen dort adelige Jungfrauen aus Uelmen bei Kochem den Schleier. Ein Verwandter von ihnen, der Ritter Heinrich von Uelmen, machte als Kreuzritter jenen Zug mit, der anstatt nach Jerusalem gen Konstantinopel führte und 1204 mit dessen Einnahme endete. Damals hausten die Christen in der christlichen Hauptstadt des oströmischen Kaiserreichs ärger, wie die Heiden: sie zerschlugen die herrlichsten ehernen Bildsäulen aus dem Altertum, um Münzen daraus zu schlagen, sie raubten die kaiserlichen Paläste aus, wo seit 800 Jahren märchenhafte Schätze nach und nach sich gehäuft hatten, sie rissen in der Sophienkirche den goldge-

wirkten Vorhang in Stücke und zerhieben die edelsteingeschmückten Altäre mit Beilen, um sie stückweise zu verloosen, sie rissen die Gräber auf und holten dorther und aus den Kirchen die zahllosen Reliquien der christlichen Vorzeit. Auch Heinrich von Uelmen kam beutebeladen zur Heimat zurück und schenkte an viele Klöster und Kirchen den heiligen Raub. Das beste bekam aber Kloster Stubben und zwar ein aus der Sophienkirche genommenes hölzernes griechisches Doppelkreuz, aus dem Holze des Kreuzes Christi gefertigt. Es ist mit Juwelen geschmückt und in eine vergoldete Silberplatte eingelassen, die in Schmelzfarben mit dreißig Engeln kunstvoll verziert ist. Die einzelnen Engel sind die Deckel kleiner Kästchen, deren jedes eine Reliquie enthält, in kleinen Gefäßen aus Bergkristall, Gold und Marienglas verwahrt. Die ganze Platte bildet den Unterteil eines etwa 48 Centimeter hohen und 25 Centimeter breiten Behälters, dessen Schiebedeckel gleichfalls eine Goldplatte ist, mit Bildwerk in Schmelzfarben und Goldfiligran überaus reich verziert und rund besetzt mit über zweihundert kostbar gefaßten Perlen, Smaragden, Saphiren, Rubinen und anderem Edelgestein.

Auch griechische Inschriften sind vorhanden, woraus hervorgeht, daß um das Jahr 950 die griechischen Kaiser Konstantin IX. Porphyrogenitus und sein Sohn Romanos II. dies Kreuz gestiftet haben aus Dankbarkeit für erfochtene Siege. Damals war die Großfürstin Olga von Rußland gerade besiegt worden. Dies Kreuz also ward jahrhundertelang zu Stubben verehrt, kam dann in den Trierer Domschatz und von da mit dem Stabe Petri in den Domschatz zu Limburg.

---

110. Eller und Ediger.

Zu den ältesten Moselorten gehören Eller und Ediger: sie waren fränkischer Kronbesitz, bereits König Dagobert verschenkte hier liegende Güter und Rechte an die Speierer Kirche, und auch die Abteien Steinfeld und Himmerode in der Eifel hatten schon im tiefen Mittelalter hier Besitzungen.

Vögte zu Eller, d. h. also Verwalter des Trierer Erzbischofes, waren die Herrn von Isenburg, die ihr Amt wieder gegen allerlei Gefälle an die Ritter von Arras verliehen hatten. Von hier aus führen über den Berg nähere Richtwege nach Kochem, die 22 Kilometer lange Moselschleife abschneidend. Die Orte sind ein Paradies für romantisch angehauchte Landschaftsmaler, denn die alten, hohen Giebelhäuser, der Eckturm in der halbverfallenen, mit Epheu umwucherten Ringmauer, die gotischen Fensterbögen, die gewaltigen Kamine, die geschnitzten Erker und Holzhäuser, das Rathaus mit merkwürdigen Darstellungen am Giebel, eine Rochuskapelle von 1420, die jetzt Scheune ist, die von zwei Säulen getragene Kirchenhalle, die über den Orten thronende, zerstörte Kreuzkapelle, dann wieder die Felsmassen an der Mündung des Ellerbaches, die sich so kühn schwingende Mosel, überspannt von der Eisenbrücke der Eisenbahn, die bei Eller aus dem mächtigen, über 4000 Meter langen Kaiser-Wilhelm-Tunnel heraustritt und nur flüchtig die Mosel grüßt, um sofort wieder jenseits des Stromes im Petersbergtunnel zu verschwinden, — das alles gibt eine Bilderfülle von so wechselndem Reiz, wie selbst die Mosel es selten bietet.

---

111. Die Einsiedelei bei Leimen.

Dicht unterhalb Ediger schließt sich Leimen an, jetzt nur noch aus zwei Höfen bestehend, kenntlich an dem halbverfallenen viereckigen Burgturm aus dem Mittelalter, und Leimen gegenüber erhebt sich aus dem Grün des bewaldeten Berghanges das Getrümmer einer Einsiedelei, genannt Udos oder Haarigs Klause, nach dem langbärtigen Eremiten, der zuletzt hier gehaust hat. Die Legende berichtet, daß zur Zeit des Erzbischofs Egilbert ein uralter Einsiedler hier gelebt habe, Walther. Er reiste oft zu den Raubrittern auf dem Hunsrück, Gefangene zu lösen, oft auch im Winter zu entfernten Burgen und Klöstern, daß armen Zinspflichtigen Zehnten oder Beede erlassen werde. Eines

Morgens läuteten die Glocken ringsum von selber, und über der Klause wogte eine Flamme: als Leute herbeieilten, lag der gute Vater tot auf seinem Lager. Er ward im Kloster Stubben beigesetzt, aber seine Leiche zeigte nach sechs Tagen noch keine Spuren der Verwesung.

112. Senheim und Senhals.

Senheim und Senhals liegen sich gegenüber, es waren Römerniederlassungen, wie Funde alter Gräber, Münzen und Mauerwerks darthun. Hier war zwischen Koblenz und Trier der bequemste Uebergangspunkt vom Rhein her zur Eifel, darum hatte die Gegend allezeit viel zu leiden von Truppendurchmärschen. Merkwürdig ist, daß diese beiden Orte den ältesten Besitz bilden, den Preußen an der Mosel gehabt hat. Sie hatten nämlich drei Herrn: Kurtrier, Metternich-Wunnenberg und Sponheim, jedoch war das sponheimische Drittel uraltes Lehen der Herzöge von Cleve und ging das clevische Besitzrecht, als im Jahre 1618 Cleve an Brandenburg kam, auf den Kurfürsten von Brandenburg über. Erst 1783 hat Friedrich der Große seine Rechte freiwillig aufgegeben und dafür Rechte auf drei andere sponheimische Dörfer sich übertragen lassen.

113. Poltersdorf.

Wie es Wappensagen gibt, so auch Namensagen, indem oft ein Namen an gewisse Dinge erinnert, die ursprünglich damit nichts zu thun hatten. So auch bei Poltersdorf. Schon alte Urkunden sagen, der Ort sei genannt „a tumeltu et a tumultuantium numero", und den armen Bewohnern blieb der Ruf ewig anhaften, als seien sie händelsüchtige Raufbolde. Jahraus, jahrein, so sagt man, seien hier die rüstigsten Schläger des Mosellandes zusammengekommen, sich im Ringkampf und Keulenschwingen zu messen, selbst der Reichslehensmann auf Beilstein soll

sich beteiligt haben, und ob auch strenge kaiserliche Mandate kamen, man hielt nimmer Ruhe. Das ist allerdings sicher, daß seinerzeit die Poltersdorfer der Einführung des neuen Kalenders sich heftig widersetzten, obzwar er vom Papste Gregor selber befohlen war. Sie wollten ein für allemal nicht vom 4. auf den 15. Oktober überspringen, wahrscheinlich, weil sie dachten, dann würde die Weinlese allzuspät fallen, sintemal damals der Grundsatz der Spätlese noch unbekannt war.

---

114. Beilstein und die Familie Metternich.

Von allen Moselorten hat unstreitig Beilstein die romantischste Lage. Am Bergeshang und in eine Felsenschlucht hinein türmen sich die Häuser in mehreren Stockwerken gleichsam übereinander, von einem Kirchlein überragt; die Höhe krönen die stattlichen Trümmer des Schlosses Beilstein, die Schloßmauer umkreist auch den Ort, der ein vollständig mittelalterliches Gepräge hat.

Das Beilsteiner Schloß war unmittelbares Reichslehen, kam aber durch die Gnade Kaiser Karls IV. an Balduin von Trier, den Großneffen des Kaisers. Der gab es als Lehen den Herrn von Wunnenberg; nach Erlöschen des Geschlechtes kam es an die Metternich. Diese Familie stammte aus dem Jülicher Land und wurde im westlichen Deutschland hochangesehen. Lothar von Metternich starb 1623 als Kurfürst von Trier; er war es, der seinen Neffen Lothar, Oberamtmann zu Koblenz, mit Beilstein und Wunnenberg belehnte. Auch auf dem Kurstuhle zu Mainz saßen im selben Jahrhundert zwei Metterniche; die Familie behielt ihren Besitz an der Mosel bis zur französischen Zeit und wurde 1803 durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben entschädigt. Nachdem ein Metternich in österreichische Dienste getreten war, schwang sich dessen zu Koblenz geborener Sohn Klemens Wenzeslaus Lothar zum österreichischen Kanzler empor und lenkte lange Jahre hindurch als Fürst Metternich die Geschicke von ganz Europa, nicht immer zum Heile. Unter andern Ehrensold erhielt er als Anerkennung 1815 auch eine Erbherrschaft in Un-

garn und das ehemalige Kloster Johannisberg im Rheingau mit seinem unvergleichlich kostbaren Weingut.

Zu Beilstein erzählt man sich auch die Geschichte, daß einmal der Kurfürst dorthin kam und feierlich von der ganzen Bewohnerschaft empfangen wurde. Als aber der Bürgermeister eben seine wohlgesetzte Rede anhub, da geschah es, daß im Hintergrunde ein Eselein seine mißtönende Zustimmung so laut ausdrückte, daß dem Kurfürsten die Worte des richtigen Redners entgingen. Ob es nun Schalkhaftigkeit oder Schwerhörigkeit des hochwürdigen Herrn war, genug, er sagte mit abwehrender Handbewegung: Aber, meine Herrn, einer nach dem andern!

115. Bruttig.

Wem Bruttig in früheren Jahrhunderten zustand, das war selbst für die damals Lebenden schwer zu entscheiden. Es war ein Lehen von Sponheim, jedoch hatten auch das Stift zu Carden, die Herrn von Winneburg, die Pfalzgrafen und Kurtrier Rechte an das Dorf, und schließlich teilten sich Sponheim und Kurtrier darein. Bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts bezogen aber Gefälle aus Bruttig die Beissel von Gymnich, die von Lombeck, von der Leyen, Walpod von Bassenheim, die Abtei zu Köln, die Abtei Siegburg, die Klöster St. Georg, St. Katharinen und Rosenthal, die Zant zu Lissingen, die Grafen von Metternich, die zu Eltz, die Freiherrn von Wiltberg. Was mag da den Bauern zur eigenen Lebsucht übrig geblieben sein?

Manche stattliche Häuser, einst Hofhäuser der zu Bruttig begüterten Adelsgeschlechter, erheben sich in Bruttig, nur sind sie jetzt leider arg verwahrlost. Vor allen zeichnet sich das seine zwei Giebel der Mosel zukehrende Schunksche Haus aus. Eine in Stein gehauene heilige Margarethe schirmt die Vorderecke. Zum Hauptgemach führt eine prächtige Wendeltreppe, im deutschen Renaissancestil reich gearbeitet, von wappentragenden Löwen gestützt. Ein mächtiger Ofen aus gebranntem Thon mit Wappen und

Heiligenbildern, eichenes Getäfel und Schnitzwerk verleihen dem Raum ein so herrschaftliches und vornehm behagliches Gepräge, wie man es in diesem abgelegenen Moselwinkel gewiß nicht erwarten sollte zu finden. Das Haus stammt aus dem Jahre 1659.

---

116. Peter Schade aus Bruttig.

In Bruttig ist ein berühmter Gelehrter geboren, Peter Schade, genannt Petrus Mosellanus, und zwar im Jahre 1493. Sein Vater war Winzer, Krämer und Barbier; er starb, als Peter noch jung war, da nahm sich ein Onkel in Beilstein des Knaben an und schickte ihn nach Luxemburg, daß er dort sich den Studien widmen sollte, weil er von Kind auf sich dazu begabt gezeigt hatte. Er führte nun, wie die meisten jungen Studenten jener Zeit, ein unstetes Wanderleben, ging nach Limburg an der Lahn, nach Trier, Köln, Erfurt und Leipzig. Doch hatte er jedenfalls viel gelernt, denn 1514 empfahl ihn der Rektor der Leipziger Thomasschule nach Freiburg, und er wurde dorthin als Rektor des neugegründeten Gymnasiums berufen. Nach drei Jahren schon kam der Gelehrte als Professor der alten Sprachen an die Universität Leipzig. Dort gewann er über 300 Zuhörer. Er wohnte auch der Disputation zwischen Luther und Eck bei, wo er zu vermitteln suchte; nach einem Besuche in der Moselheimat ging er wieder nach Leipzig, wurde 1519 ordentlicher Professor, bald darauf Rektor der Leipziger Universität. Er gab viele gelehrte Werke heraus, übersetzte auch griechische Schriften ins Lateinische. Er starb schon 1524, denn die vielen Studien hatten seine Gesundheit untergraben. In der Nikolauskirche zu Leipzig ward er beigesetzt, dort errichtete ihm sein Schüler Julius Pflugk, der letzte Bischof von Naumburg, ein Denkmal.

---

117. Ober- und Niederernst. Pfarr- und Klosterweine.

In alten Zeiten bildeten Nieder- und Oberernst mit Bruttig eine Kirchengemeinde. Da aber wegen Eis oder

Hochwasser der Dienst oft nicht zu handhaben war, so erhob Erzbischof Kuno von Falkenstein bereits 1378 die beiden erstgenannten Dörfer zu einer eigenen Pfarrei. Da der Zehnte Bruttig verblieb, so wurde die neue Pfarrei also ausgestattet: Bruttig mußte alljährlich zwei Ohm Wein spenden, aber aus einem einzigen Faß zu entnehmen, nicht etwa von Haus zu Haus maßweis zusammen zu schütten! Nieder- und Oberernst mußten allherbstlich vier Ohm guten, trinkbaren Weins liefern, ferner innerhalb drei Monaten einen Pfarrwingert roden und pflanzen von der Größe, daß er jährlich ein Karrenfaß Wein bringe, sodann dem Pfarrer ein anliegendes Feldstück von gleicher Größe zuweisen, damit er es selbst als Rebgarten anlege. Endlich war die neue Pfarrei von andrer Seite her noch mit jährlich acht Ohm Wein, zwanzig Pfund Oel, vier Mark Geld nebst andern Einkünften ausgestattet. Man kann daraus entnehmen, wie fürsorglich die geistliche Oberbehörde des Kellers der Herrn Kleriker gedachte. Doch gingen auch die Klosterjungfrauen nicht ganz leer aus. So wurde, als die Kirche zu Neef und ihre Einkünfte im Jahre 1140 dem Kloster Stubben verliehen ward, ausdrücklich bestimmt, daß an gewissen Festtagen der Pfarrer mit der Klostergemeinde zu speisen, die Gesundheit derselben auszubringen und die Schenkungsurkunde zu verlesen hätte, damit selbige in immerwährendem Gedächtnis bleibe. Aehnlich bestimmte Wilhelm von Helfenstein, als er 1210 das Frauenkloster auf Oberwörth bei Koblenz stiftete, daß jährlich an seinem Namenstag eine Ohm Wein zum Morgen- und Abendtrunk der Klosterfrauen sollte verwandt werden. Dem Kaplan war ausdrücklich aufgegeben, den Nonnen vorzutrinken; was übrig bliebe, das sollte am andern Tag den Schwestern zur Stärkung dienen. Solcherlei Ordnungen zeigen eben, daß hier von altersher das richtige Weinland ist, wo Wein zum täglichen Brot gerechnet wird.

Ich weiß nicht mehr, war es auch hier im Kochemer Krampen, wie man die Halbinsel zwischen Eller und Kochem nennt, oder weiter oberhalb nach Zeltingen zu, wo die Einkünfte der Frühmesserei fast ausschließlich aus dem Ertrag der Pfarrwingerte bestanden. Wie nun einmal eine

Reihe guter Jahrgänge hintereinander gekommen war, geschah es, daß man dem Frühmesser vierzehnhundert Gulden für ein einziges Fuder bot. Wie er das seinem Küster erzählte, schlug dieser vor, sie wollten das Fuder erst einmal probieren. Es schmeckte aber so vorzüglich, daß der geistliche Herr sagte: Wahrhaftig, es ist vierzehnhundert Gulden wert und noch etwas mehr. Der Küster aber meinte: Herr, ich denke, das Fuder wär uns grad so viel wert, wie dem Weinhändler. Da habt Ihr Recht! fiel der Frühmesser ein, und hat das Stück zum eigenen Gebrauch gehalten.

118. Ein Ebernacher Rezept gegen Sonnenfinsternis.

Ebernach, das am linken Moselufer etwas abseits vom Flusse malerisch hingelagert ist, gehörte sonst der Abtei Laach, und wenn die Erzbischöfe die Mosel aufwärts oder abwärts fuhren, so machten sie meist Station zu Ebernach. Dort weilte auch 1327 der Leibarzt des Mainzer Erzbischofs Mathias, Magister Rembert. Der geistliche Herr war nicht völlig des Aberglaubens bar, hatte besonders Angst vor einer prophezeiten und in Bälde erwarteten Sonnenfinsternis und drang darum täglich in seinen Leibarzt, er möge ihm etwas verschreiben, die Folgen der Finsternis abzuwenden. Und so benutzte der Arzt die Sommerfrische an der Mosel, über den seltenen Fall nachzudenken. Und wie er sann und sann und Schoppen um Schoppen die trockene Kehle hinunterjagte, da dämmerte ihm immer mehr die Erkenntnis, daß unverfälschter deutscher Wein zu aller Zeit und gegen alles gut sein müsse, und so erdachte er sich folgendes Rezept für seinen gnädigen Herrn: Recipe ein Hubertusglas (d. h. drei Schoppen) guten Hochheimers vor der Verdunklung und ein ebensolches nach der Verdunklung als vorzügliches Magenmittel zu nehmen. Wendet ab alle bösen Folgen der Sonnenfinsternis, sonderlich alle Verzauberung und Einflüsse der Planeten. Probatum est. So weise ist die Welt geordnet, daß in abergläubischen Zeiten zur Gegenwirkung doch wieder erleuchtete und vernünftige Geister auftreten, die da mit ihrem gesunden Temperament die schlimmen Folgen des Aberglaubens zu nichte machen.

119. Kochem.

Wer die Mosel abwärts fährt, der glaubt sich an die Lorelei versetzt, wenn er etwas oberhalb Kochem rechts die gewaltige Felswand der Brauselei, auch die Mosel-Lorelei genannt, aus dem Flußbette aufsteigen sieht. Geht es dann um die Ecke, so wartet sein der in seiner Art schönste Blick, den das Moselthal bietet. Denn links ragt hoch auf steil ansteigendem Felsen die völlig wiederhergestellte Burg Kochem, und an des Berges Fuß dehnt sich malerisch das ganz mittelalterlich anmutende Städtchen Kochem.

Wer die am Rhein wieder aufgebauten Burgen kennt, Stolzenfels, Rheinstein, Lahneck und manch andere, der ist hier doppelt überrascht. Denn die rheinischen Ritterburgen sind alle in der Zeit der Romantik wiedererstanden, wo die Kunst stilgerechter Herstellung noch unbekannt war, die Baumeister sich ihrer Phantasie überließen und mehr oder weniger Märchenschlösser hinzuzaubern versuchten, mit Zinnen und spitzbogigen Fenstern. Und doch konnten die Muster, wie eine richtige Ritterburg aussehen muß, aus manchen unversehrt auf unsere Zeit gekommenen Schlössern, sowie aus alten Abbildungen bei Merian und anderswo entnommen werden. Der auch sonst so verdienstvolle und in altdeutscher Baukunst wohlerfahrene Baurat Raschdorff hat nun für den Besitzer jener Burg, Herrn von Ravene zu Berlin, von 1871—1877 sie so wiedererbaut, wie ein altes Bild von 1576 die Burg zeigt: wieder wie damals haben die Burghäuser hochragende Schieferdächer und die Rundtürme kegelförmige Dächer mit knarrenden Wetterfahnen und sonstigem Zubehör. So schaut denn die Burg Kochem wie ein wieder lebendig gewordenes echtes Stück Mittelalter über den Strom und über das Städtchen unten, das mit seinen hohen Giebelhäusern an der Moselfront und dem sie überragenden alten Kapuzinerkloster das Bild früherer Jahrhunderte täuschend treu vollendet.

120. Pfalzgraf Heinrich der Tolle von Kochem.

Königin Richenza von Polen, die in Clotten an der Mosel wohnte, wo wir noch von ihr näher hören werden, hatte anno 1056 ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Heinrich, Burg und Stadt Kochem geschenkt. Er war aber ein gewaltthätiger Herr, der bald mit Erzbischof Anno von Köln wegen Siegburg in blutige Fehde geriet. Er belagerte sogar Köln, mußte aber abziehen und, um sich zu retten, nach seiner Burg Kochem fliehen. Wie er nun am Tag nach seiner Ankunft bei seiner Gemahlin Mathilde saß, da artete die Wut, die von Zeit zu Zeit plötzlich über ihn zu kommen pflegte, in Wahnsinn und Raserei aus, also daß er eine Streitaxt ergriff und ohne Veranlassung die Gattin zu Boden schlug. Dann hieb er ihr das Haupt ab und trat blutüberströmt mit höllischem, unheimlichem Gelächter unter seine Kriegerschar, die im Schloßhof sich in den Waffen übte. An seinem wilden Blick erkannte man den Rasenden, überwältigte ihn und brachte ihn in Ketten nach Trier und von dort ins Kloster Echternach, wo er bald darauf gestorben ist.

Als das pfalzgräfliche Haus ausstarb, zog Kaiser Konrad III., nicht ohne Anwendung von Gewalt, Kochem als erledigtes Reichslehen ein. Kaiser Adolf von Nassau verpfändete die Burg an Boemund von Trier für 2000 Mark, die dieser ihm zu einem Römerzuge geliehen hatte, Karl IV. aber gab seinem Großneffen Balduin, und somit der Trierer Kirche, das volle Eigentumsrecht an der Burg. Kurtrier gab sie den Herrn von Wunnenberg und Beilstein zu Lehen, und nach deren Aussterben kamen alle drei Burgen an das Haus Metternich.

---

121. Zerstörung Kochems 1689.

Als Ludwig XIV. bei Traben die Feste Montroyal hatte errichten lassen, nahm deren Besatzung im Oktober 1688 Schloß und Stadt Kochem weg. Im folgenden Mai wurde das Schloß und die Wunnenburg unterminiert und in die Luft gesprengt. Im August sodann erschien der Marschall Boufleur mit 15000 Mann und umschloß die

Stadt. Drei Stürme wurden abgeschlagen, endlich am 25. August drangen die Franzosen durch die inzwischen geschossene Bresche ein. Sie hatten 2500 Mann vor Kochem verloren. Der Kommandant von Kochem war der trierische Oberst Kratz von Scharfenstein gewesen; eine Hilfsschar Brandenburger vom Reichsheer, Kaiserliche vom Regiment Stahremberg, sowie kurtrierische Truppen, alles untermischt mit Kochemer Bürgern, waren die tapferen Verteidiger des Städtchens. An den folgenden Tagen begannen erst die Greuelszenen, die Plünderung und die Brandlegung Kochems und des gegenüberliegenden Ortes Cond.

---

122. Der Pater Martin von Kochem.

Um 1630 ist zu Kochem Martin Linius geboren. Er trat frühzeitig in das Kapuzinerkloster seiner Vaterstadt ein und wurde dann nach Aschaffenburg und Königstein versetzt. Als 1666 wegen der Pest die Schulen geschlossen wurden und er seine Lehrthätigkeit einstellen mußte, schrieb er einen Katechismus, der solchen Beifall fand, daß ein Kölner Buchdrucker ihn aufforderte, sich doch ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er that es und schrieb von nun ab zahllose Schriften, meist volkstümlichen und erbaulichen Inhaltes, worin er aufs Eindringlichste zu Glauben und Buße und katholischer Frömmigkeit mahnte. „Liliengarten", „Kern der heiligen Messe", „Gebetbuch für heilige Zeiten", „Geistlicher Baumgarten" sind Titel einiger seiner Werke, am berühmtesten aber wurden sein „Leben Christi", seine „Legenden der Heiligen" und sein „auserlesenes Historienbuch", in welch letzterem er geistliche und weltliche Erzählungen sehr geschickt wiedererzählte, so daß seine Darstellung der Geschichte der Genofeva und der der Griseldis unzähligemal für das Volk nachgedruckt worden sind. Pater Martin war lange Visitator der Erzbischöfe von Trier und Mainz, hat als solcher beide Diözesen zu Fuß oftmals durchwandert und viel zur Herstellung der Kirchenzucht gethan. Er ist, achtzig Jahre alt, 1712 zu Waghäusel in

Baden an den Folgen eines Sturzes gestorben. In der Folgezeit hat der Name Pater Martin von Kochem meist einen lächerlichen Beigeschmack angenommen, indem man dabei an die derben, kindlichen, krassen und handgreiflichen Wendungen und Auffassungen gedacht hat, die in seinen Schriften häufig wiederkehren; so schildert er z. B. genau die Hölle und meint, dieselbe sei nicht sehr groß, wohl nur etliche deutsche Meilen in ihrer Höhe, Länge und Breite, damit sie eben alle Leiber der Verbannten fassen könne. Man gebe den einzelnen Verbannten überhaupt nicht viel Platz in der Hölle, sondern packe sie zusammen wie die Heringe. „Sie fallen also hart aufeinander, weil ein jeder nach der Mitte der Hölle zu fällt und sich nirgend aufhalten kann, bis er unten im Grunde der Hölle ist oder bis er auf andern Leibern liegt, die ihn aufhalten, daß er gar nicht bis auf den Grund fallen kann.“

Derlei Schilderungen waren aber ganz im Geschmack seiner Zeit und trugen gerade dazu bei, daß seine Schriften so verbreitet wurden. In Wahrheit ist seine Thätigkeit als Seelsorger wie als Schriftsteller für seine Zeitgenossen höchst segensreich gewesen.

---

123. Der Kochemer Weisheit.

Auch die Mosel hat ihr Krähwinkel, und sein Name ist Kochem; dort passieren die lustigen „Kochemer Stückchen“, die so lustig sind, daß danach die Stadt das „lustige Kochem“ genannt wird. Es sind aber zumeist die alten Geschichten von der Kuh, die das Gras auf der Stadtmauer fressen sollte, aber zu Tode gewürgt ward, als man sie hinaufzog, und was derlei Sachen mehr sind, die jedes Kind kennt. Auch der Maulwurfskrieg soll zu Kochem gewesen sein, wo man die gefangenen Wiesenverderber zum lebendig Begrabenwerden verurteilte. Wir beschränken uns deshalb darauf, einige Stückchen aus neuerer Zeit mitzuteilen. So hat einmal ein Ratsherr, dem die Ortspolizei

zu handhaben oblag, die Verordnung, daß wegen des eingetretenen Tauwetters unverzüglich aller Schnee aus den Gassen fortzukehren sei, drei Wochen lang in der Tasche seines Bratenrockes stecken lassen, und wie seine Frau das Schriftstück gefunden hat, da ließ er den obrigkeitlichen Befehl Hals über Kopf ausschellen. Dieweil es aber inzwischen Frühling geworden war, so kam die Bürgerschaft in große Verlegenheit, wie sie den Befehl ausführen solle. Zum Glück hatte ein neckischer Frühlingswind Dächer und Straßen über Nacht mit Kirschblüten überschüttet, und um das Ansehen des Burgemeisters zu retten, kehrte man eifrig die Kirschblüten zusammen und fuhr sie karrenweise zur Mosel, als wäre es Schnee. — Man erzählt auch, wie nach langem Ueberlegen und Beraten die Stadt sich endlich eine richtige echte Feuerspritze angeschafft habe, und weil selbige gerade ankam, als es Tags vorher gebrannt hatte und alles so recht inbrünstiglich nach einer Spritze sich sehnte, da war der Jubel so helle, daß man beschloß, die Spritze zu bekränzen und in feierlichem Zuge in die Stadt zu geleiten. Und weil die Spritze doch gewissermaßen der Held des Tages war, so sollte sie einen guten Tag haben und auf einem Wagen gefahren werden. Aber der Wagen brach zusammen und die arme Spritze auch, also daß sie sofort wieder weggeschickt werden mußte zu gründlicher Ausbesserung. — Man erzählt auch, daß zu Kochem ein Schulsaal gebaut worden ist, worin aber kein Ofen war. Und wie im Winter die Kinder froren und der Lehrer auch, da schaffte man einen Ofen herbei, der aber so stark rauchte, daß man das Feuer wieder löschen mußte. Die Schulkommission, die Baukommision, und zuletzt der ganze Rat, beschauten den Ofen von Außen und von Innen, fanden aber alles in Ordnung. Trotzdem brannte der Ofen nicht, und Schule konnte nicht gehalten werden. Zuletzt schickte man den Kaminfeger, das Rätsel zu ergründen. Dieser stellte alsbald fest, daß die Ofenröhre in die feste Wand gesteckt war, mangels eines Schornsteins. — Ferner wird erzählt, daß im städtischen Haushaltsentwurf einmal ein beträchtlicher Fehlbetrag war, den niemand zu tilgen wußte, sintemal im letzten Jahre überaus große Bauaufwendungen waren gemacht worden.

Die Steuern konnte man nicht erhöhen, weil sie bereits schier unerschwinglich waren. Da kam dem jüngsten Ratsherrn ein rettender Gedanke, und freudig stimmte Burgemeister und Rat bei: man nahm Tinte, Feder und ein Lineal, strich mit dicken schwarzen Strichen, aber dennoch säuberlich das Defizit durch und schaffte es auf die Art gänzlich aus der Welt. — Daß die Kochemer Stückchen nicht bloß in vergangenen Zeiten spielen, sondern auch in Gegenwart und Zukunft, ersieht man aus folgendem Abenteuer: Man hatte eine Wasserleitung gemacht und dabei von dem Unternehmer verlangt, die Leitung müsse einen Druck von sieben Atmosphären aushalten können. Wie aber sollte die Baukommission diesen Druck messen? Der Vorsitzende löste die schwierige Aufgabe endlich so, daß er einen großen Blasebalg vom Gemeindeschmied entlieh und durch zwei starke Männer solange Luft in das Leitungsrohr pumpen ließ, bis man glaubte, jetzt müßte wohl schon ein ganzes Dutzend Atmosphären hineingedrückt sein.

---

124. Die eingemauerte Jungfrau in der Winneburg.

Unterhalb Kochem mündet der Endertbach in die Mosel, ihm folgend gelangen wir an eine waldige mächtige Felsenkuppe, von der die Trümmer der Winneburg oder Wunnenburg herabschauen. Von der Erbauung dieser Burg wird folgende Sage erzählt: Der Herr, welcher die Winneburg bei Kochem erbauen ließ, hatte einem Meister den Bau des gewaltigen Wartturmes übertragen und war dann in Fehde gezogen. Wie er heimkehrte, hoffte er die Warte fertig zu sehen, es stand aber noch nichts. Da ward er zornig, schalt den Baumeister und wollte ihn entlassen. Wie nun jener nachts bekümmert umherirrte und sann, was zu machen sei, da faßte ihn einer am Rockzipfel und sagte: Gesell, ich helf Euch die Warte bauen, daß sie in wenig Tagen als herrlichster Turm des Landes dastehen soll, nur müßt Ihr als Lohn Euer Töchterlein mit einmauern. Den Meister überrieselt es kalt, aber er geht doch den Pakt ein

und hat zur Mitternachtzeit das grausige Werk gethan. Und darum ist der Turm der Winneburg, durch höllische Mächte gefeit, unzerstörbar und steht auch heute noch fest und unversehrt.

125. Noch eine Sage von der Winneburg.

Der Winneburg gegenüber standen in uralten Zeiten noch zwei Burgen: die Saarburg auf dem rechten Ufer des Endertbaches und die Greimersburg auf der Burglei. Von der Saarburg sind noch einige ganz kümmerliche Reste vorhanden. Es lagen aber die drei Burgen so zusammen wie ein Kleeblatt. Die Ritter der drei Burgen gerieten in Streit miteinander, aber die von Winneburg siegten und zerstörten die beiden andern Schlösser. Der Herr der Burglei wurde gefangen und von dem Winneburger in einen Käfig gesperrt, worin der Aermste vor Hunger umgekommen ist.

Obwohl die Winneburg schon seit 1689 in Trümmern liegt und obwohl die einstigen Herrn der Burg, die von Metternich, in der Franzosenzeit ihre Besitzrechte darauf verloren hatten, haben sie doch an den noch stehenden Turm ihr Wappen nageln lassen, so riesengroß, daß es eine Stunde Weges weit zu erkennen war. Aber im Freiheitstaumel von 1848 hat man es heruntergerissen. Jetzt gehören die Ruinen der Winneburg wieder der Familie Metternich.

126. Das Kreuz auf der Kniebrech bei Kochem.

Ein Hirtenknabe hat einmal seine Schafe über dem tiefen Abgrund geweidet, wo unten der Endertbach fließt. Ein Lamm, das zu nahe an den Rand gegangen war, sich einige saftige Kräuter zu pflücken, war ausgeglitten und hing blökend am Abgrund, von einigen Wurzeln und Ranken eben noch gehalten. Der Knabe klomm behend die glatte Wand hinab, um das Tierchen zu holen, allein da glitt er selbst aus, stürzte und fand unten im Grunde sein frühes Grab. Das Kreuz hat man dahin gesetzt, das Andenken an die seltene Hirtentreue festzuhalten.

127. Das Antoniuskreuz zwischen Uelmen und Kochem.

Unfern der Straße, die von Uelmen nach Kochem führt, steht auf einer Anhöhe, die eine weite Fernsicht bietet, ein Heiligenhäuschen, das nennt man das Antoniuskreuz.

Nach der Sage hat ein Ritter Heinrich aus Uelmen, derselbe, welcher dem Kloster Stubben jenes prächtige Kreuz verehrt hat, unter andern Kostbarkeiten und Reliquien aus dem Kreuzzuge, an dem er teilgenommen, auch etwas Erde von dem Grabe Christi mitgebracht. Nach seiner Anordnung wurde diese Erde an einer Stelle niedergelegt, die so weit von Uelmen entfernt war, wie der Calvarienberg es von Jerusalem ist, und allda das Antoniuskreuz errichtet.

---

128. Clotten, die Residenz einer Königin von Polen.

Clotten war vor beinahe tausend Jahren ein Königssitz. Dies ging so zu: Als Kaiser Otto III., der romantische Schwärmer auf dem Thron, der Sohn der griechischen Prinzessin Theophano, gegen das Jahr 1000 glaubte, das Ende der Welt sei nahe, da machte er eine Wallfahrt nach Gnesen zum Grab des heiligen Adalbert. Dort in Polen hatte der König Miecеslaus seit 965 das Christentum eingeführt, und sein Sohn Boleslaus, der 992 sein Nachfolger wurde, hatte dies fromme Werk fortgesetzt. Mit dem also schloß Otto III. Freundschaft, und zur Besiegelung des Bundes verlobte er seine Nichte Richenza oder Rixa, die Tochter seiner Schwester Mathilde und des Pfalzgrafen Ezzo von Aachen mit dem Sohne des Boleslaus, der nach seinem Großvater Mieceslaus hieß. Die Brautleute waren noch zarte Kinder, und erst nach Jahren zog Rixa hinüber ins Polenland. Im Jahr 1024 ward ihr Gemahl König, aber die Geschichte hat ihm den Namen „der Träge“ gegeben, denn er war schwach an Körper und Geist. Zehn Jahre lang hat Rixa den untüchtigen Gatten beraten, und nach seinem Tode regierte sie an Stelle ihres unmündigen Sohnes Kasimir. Aber der polnische Adel wollte ihr Regiment nicht dulden, und sie nahm ihr Söhnlein und floh

in die alte Heimat. Die hadernden Parteien schickten ein Jahr darauf Abgesandte, das Königskind zu holen und auf den Thron zu setzen, denn die Böhmen bedrängten sie hart, und der deutsche Kaiser Konrad wollte ihnen nur helfen, wenn sie wieder einen König hätten. Die fromme Richenza aber hatte ihr Söhnlein im Kloster zu Clügny erziehen lassen und riet ihm gar sehr, in klösterlicher Stille zu bleiben und selber ein Mönch zu werden. Aber der Glanz einer Krone lockte zu sehr, und Kasimir zog mit in das ferne Polen. Richenza jedoch blieb in Deutschland und schlug ihren Witwensitz in Clotten auf, wo weit und breit das Land pfalzgräfliches Lehen war. Sie baute sich eine Klause nebst Hauskapelle und hörte die Messe bei ihrem Kaplan Ruotpert. Als sie alt war, vermachte sie 1056 all ihre Moselgüter vom Endertbache bei Kochem bis zur Elz dem Kloster Brauweiler bei Köln, einer Stiftung ihrer frommen Mutter, die selbst als Aebtissin in Quedlinburg gestorben war. Die Stadt Kochem gab sie ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Heinrich. Der Erzbischof Hanno bestimmte aber die Königin, Clotten den Mönchen von Brauweiler wieder zu entziehen und es dem Kloster Maria ad Gradus zu Köln zu geben, wo sie auch begraben ward. Wie nun bald darauf dies Kloster abbrannte, sah man darin den Zorn des Himmels, und der Erzbischof gab das Clottener Gut an Brauweiler zurück. Das Schloß zu Clotten hat Kaiser Adolf von Nassau nach des letzten Pfalzgrafen Tode an sich gezogen und es dem Kurfürsten von Trier verpfändet, seitdem gehörte es zu Kurtrier. Jetzt thront die alte Burg als Ruine hoch über Clotten, die Klause der Königin soll in einem der alten Gebäude stecken, an denen Clotten so reich ist; die Hauskapelle ist erst in der französischen Revolution ihres Schmuckes beraubt worden.

---

129. Pommern und Kloster Rosenthal.

Zwischen Obstbäumen blickt die alte Kirche von Pommern herüber, daneben ein mächtiger Rundturm, der die ehemalige Kellerei derer von der Layen schmückte und

schützte. In dem Dorfe hatte der Erzbischof von Trier schon im 12. Jahrhundert einen Burghof. Das von einem Bach durchflossene Seitenthal führt zu dem Kloster Rosenthal, vallis rosarum, das 1170 vom Ritter Dietrich zu Wesel gestiftet ward und der Abtei Himmerode unterstand. In Rosenthal nahm unter andern auch Jutta von Pyrmont den Schleier, die einstige Braut jenes Friedrich von Baden, der mit Konradin, dem letzten Hohenstaufen, nach Italien gezogen war, um ihm das Reich seiner Väter erobern zu helfen, aber mit seinem jungen Freund zu Neapel auf dem Blutgerüste im Jahre 1264 geendet hatte. Als die Kunde von dem schrecklichen Tode des Jünglings sie erreichte, da entsagte Jutta der Welt und beschloß ihre Tage zu Rosenthal. Jetzt ist nur noch eine romantische Ruine vorhanden.

---

130. Treis und Kloster Engelport.

In einer Thalmulde, die von sechs dunkel bewaldeten Bergkuppen umgrenzt wird, liegt der ansehnliche Flecken Treis, wo die Straße von Kastellaun den Hunsrücken herunterkommt. Der wasserreiche Flaumbach strömt oberhalb des Ortes der Mosel zu, und in dem grünen Thal dieses Baches, etwas abseits von der Mosel, stehen auf zwei Hügeln die Trümmer zweier Schlösser, der Burg Wildburg und der noch älteren Burg Treis. Der gewaltige Turm, der die ganze Gegend zu beherrschen scheint, gehört zur Burg Treis. Schon zu Römerzeiten lief hier die Straße vom Gebirg herunter zur Mosel, wie zahlreiche Funde von Münzen, Gefäßen, Ziegeln und Mauerresten darthun. Treis ist denn auch einer der wichtigsten Moselüberschreitungspunkte geblieben und hat darum allezeit viel Kriegesdrangsale zu dulden gehabt. Dicht bei Treis, moselabwärts, steht hoch auf Bergeshöhe die Zilskapelle, an der Stelle einer alten Einsiedelei, Johannes dem Täufer geweiht. Zils soll der Name des frommen Stifters sein. Geht man anderthalb Stunden landein, über Höhen und durch Schluchten, so gelangt man zu den Trümmern des adligen Frauenklosters Engelport. Im Jahre 1262 stellte Philipp

von Wildenburg das damals verlassene Kloster wieder her und ließ seine Töchter daselbst den Schleier nehmen, nach der Regel der Prämonstratenser. Die französische Regierung hat das Kloster auf den Abbruch verkauft, wie so manche andre, darum steht es jetzt als Ruine da, nur die Wirtschaftsgebäude sind noch vorhanden und bilden samt dem einstigen Klostergelände ein Pachtgut. Neuerdings haben die Benediktiner vom Laachersee beabsichtigt, den ganzen Besitz anzukaufen, um das Kloster wiederherzustellen.

131. Wie Albero von Monsterol die Burg Treis genommen hat.

Als um das Jahr 1122 mit Bertholf die Grafen von Treis ausgestorben waren, baute der Erbe, Otto von Reineck, das Schloß Wildenburg nebenan, aber Kaiser Heinrich V. zog gegen ihn und nahm Treis als Reichslehen ihm wieder ab. Wie nun der kaiserliche Pfalzgraf Hermann Treis besetzt hielt, schenkte der Erbauer, Otto von Reineck, die Burg dem Trierer Erzbischof Albero von Monsterol, auf daß dieser sein Heil versuche, wie er das Schloß möge in Gewalt bekommen. Da zog Albero mit zahlreicher Ritterschaft vor Treis, ordnete die Scharen und gab dem Grafen von Namur das Kriegsbanner. Mit dem Kreuze in der Hand ging er selbst, schon ein Greis, den Seinen voran. Und wie er in der Nähe der Burg war, da gebot er Stille, hielt das Kreuz empor und rief dem Burgherrn zu: „Siehe, auf dies Kreuz hast du geschworen, du wolltest Schirmherr der Trierer Kirche sein!“ — Da ging der Pfalzgraf in sich und übergab ohne Gegenwehr die Burg Treis dem Kirchenfürsten. Bald darauf baute Erzbischof Hillin zu weiterem Schutz der Burg den noch stehenden gewaltigen Bergfried. —

132. Carden und der heilige Castor.

Erblickt man von weitem Carden mit seiner hochragenden, dreitürmigen romanischen St. Castorkirche, dann scheint der Ort viel bedeutender zu sein, als er wirklich ist. Auch das gotische Burghaus, das so malerisch am untern Ende des Ortes hart am Moselufer sich erhebt, mit steilem Dach, Rundbogenfriesen und spitzbogigem Erker, in seiner Verwahrlosung doppelt malerisch, deutet an, daß einstmals das Leben hier in städtischeren Rahmen gefaßt war, als heutzutage.

Gleich unterhalb Cardens grüßt den zu Schiffe Vorüberfahrenden aus einer Felsennische ein buntbemalter heiliger Castor, der Orts- und Schutzheilige von Carden. Zur Zeit, als Maximin II. Bischof zu Trier war, um das Jahr 340, ist nach der Legende St. Castor aus Aquitanien nach Trier gekommen, ist daselbst zum Priester geweiht worden, hat dann aber als Einsiedler und Verkündiger des Evangeliums sich in eine Felsengrotte bei Carden zurückgezogen, dicht an der Mosel. Seine Predigt war reichgesegnet, und er gewann die ganze Gegend für den Christenglauben. Sein Genosse war der heilige Lubentius, der in der Folge nach Cobern sich wandte. St. Castor wirkte viele Wunder, so hat er einmal einen vorüberfahrenden Moselschiffer, der Salz geladen hatte, um etwas Würze für sich und seinen Gefährten gebeten, und als der rohe Schiffer sich in Scheltworten ergoß, erhob sich ein heftiger Wind und schleuderte den Nachen gegen einen Felsen, also daß er sank. Der h. Castor aber segnete, die ihm geflucht hatten, und siehe, der Kahn tauchte unversehrt wieder aus der Flut. Am 13. Februar wird der Todestag des heiligen Mannes begangen. Seine Gebeine wurden zu Carden verehrt, in der ihm zu Ehren erbauten Kirche. Der Bischof Hetti von Trier aber brachte das Haupt und andere Teile der Reliquien in die zu Koblenz neugebaute Kirche an der Moselmündung, die als Castorkirche im Jahre 836 feierlich geweiht wurde. Auch nach England kamen Reliquien St. Castors, wenigstens besitzt Tower in Northampton gleichfalls eine Castorkirche.

133. Die Sonntagsmühle bei Carden.

Gerade da, wo am Ufer der heilige Castor Wache hält, geht eine tiefe Schlucht in das Gebirge hinein, von einem Bächlein durchflossen, dessen Wasser aber nicht stetig genug fließt, der dort stehenden Sonntagsmühle das ganze Jahr über das Rad zu drehen. Sie mag vielleicht wegen des often unfreiwilligen Feierns Sonntagsmühle genannt sein. Die Mühle hat spitzbogige Fenster und gotische Zieraten, die der Erbauer sich aus den Trümmern der Klöster Engelport und Rosenthal zusammengetragen haben soll. Seitdem, so geht die Sage, sei kein Glück und kein Segen mehr in den Rädern, da heilige Steine so unheilig verbraucht seien, nur darum sei auch der Bach oft so versiegt und wasserlos.

---

134. Die Schwanenkirche auf dem Maifelde unweit Carden.

Von Carden aus führt eine steile Straße eine Schlucht hinauf ins Maifeld hinein, zunächst nach Forst und weiterhin zur Schwanenkirche, einem einsam gelegenen Kirchlein in reinstem frühgotischem Stile. Lange Zeit traurig verfallen, ist das Gotteshaus jetzt wieder völlig hergestellt und bildet eine Zierde der ganzen Gegend. Statt eines Hahnes zeigt die Turmspitze einen Schwan. Das Kirchlein ist zur Zeit der Kreuzzüge als Gelöbniskirche errichtet. Folgende merkwürdige Sage knüpft sich daran: Ein Ritter vom Maifeld war in den Kreuzzügen gefangen worden und saß Jahrelang in finsterem Turme. Seine Sehnsucht nach der Heimat ward stärker und stärker, und als er eines Abends inbrünstiglich zu Maria gebetet hatte, sie möge ihn doch seiner Ketten entledigen, da träumte er, es käme ein Schwan durch die Kerkermauer geschritten und böte ihm den Rücken dar, er schwänge sich auf, und alsbald breite der Schwan seine Flügel aus und flöge mit ihm ans Meer, dann über Meer und Land und Wälder und Heide, und endlich senke er die Schwingen, lasse sich nieder, schüttle seine Last ab und entschwebe wiederum gen Himmel. Da erwachte der Ritter

und seufzte, daß ein Traum ihm so schöne Bilder vorgegaukelt hätte. Aber wie er die Augen rieb, lag er zwar auch auf rauher Erde, aber die Gegend umher war ihm wohlbekannt, denn es war das Maifeld und war seine Heimat.

Der Ritter aber baute an der Stelle, wo der Schwan ihn niedergesetzt, zu Ehren Marias diese Kirche und nannte sie Schwanenkirche.

---

135. Schloß Eltz bei Moselkern.

Folgt man von Moselkern aus anderthalb Stunden lang dem Laufe des durch Wiesen zwischen bewaldeten Berghöhen sich schlängelnden, ungestüm einherfließenden Elzbaches, so steht man überrascht vor Burg Eltz, einer der wenigen in voller Schönheit und im ganzen Zauber der Romantik erhaltenen mittelalterlichen Burgen in Deutschland. Ein Felshügel von mäßiger Höhe sperrt das Thal und zwingt das Flüßchen, ihn zu umgehen. Nur ein schmaler Rücken, der aber eine Brücke nicht unnötig macht, gestattet einen Zugang zur Burg von den gegenüberliegenden Berghöhen aus. Schloß Eltz liegt wahrhaft weltverloren, nur von Wald und Bergen umgeben, die so hoch die Gebäude überragen, daß der vor der Burg stehende Wanderer die hohen Dächer nicht vom Himmel sich abheben sieht, sondern von den waldigen Berghöhen. Selbst der Zugang durchs Elzthal ist schwierig, da dies eigensinnige Gewässer sich bald rechts, bald links dicht an die Felsen anschmiegt, Brücken und überhaupt eine gebahnte Straße aber bis heute fehlen, so daß man genötigt ist, wiederholt den Bach zu durchschreiten, was indessen gar nicht so einfach ist, denn das Wasser ist reißend, sehr kühl und stellenweise recht tief.

Die Burg Eltz ist zwar öfter dem Verfall nahe gewesen, war z. B. Anfang dieses Jahrhunderts teilweise schon dachlos und viele Fenster nur mit Brettern notdürftig zugeschlagen, doch fand sich zum Glück immer wieder ein die alten Familienüberlieferungen treu pflegendes Mitglied des

Geschlechtes, das die Lücken besserte und auch die Mittel dazu besaß. Zuletzt hat Graf Karl zu Eltz von 1845 ab nach und nach die ganze Burg neu herstellen lassen, im Aeußern wie im Innern. Die umfassenden Arbeiten waren erst im Jahre 1888 vollendet, und der Kostenaufwand betrug insgesamt 184 000 Mark. Die Burg ist im Grunde genommen keine Ritterburg nach der bekannten mittelalterlichen Form, wo ein mächtiger Turm oder Bergfried den Hauptschutz bildet und den Mittelpunkt des Ganzen und wo gewaltige Ringmauern die Burg einfach oder mehrfach umgeben — nein, Eltz ist mehr ein behaglich enges Nest für viele Familien, die hier in der Einsamkeit aneinander Geselligkeit und Schutz suchen und ihre Güter gemeinsam bewirtschaften, teils friedlich und einig, teils unter Irrungen und Hader. Eltz ist gewissermassen ein kleines, ummauertes Dörfchen, oder ein ganz winziges mittelalterliches Bergstädtchen. Tritt man in den Burghof, so ist gleich links die kleine Kapelle, und dann ist rundum der ganze Raum geschlossen durch eine Reihe von Burghäusern, deren jedes einen besondern Eingang und besondern Wendeltreppenturm hat, auch zahlreiche, meist recht enge Gemächer, die zum Teil in den Burghof, teils in das schöne Waldthal freien Blick gewähren. Lings liegt das Rodendorfer Haus mit dem Fahnensaal und der blauen Kammer, das Kempenicher Haus und das Burgthurner Haus, rechts ist Platteltz und das Rübenacher Haus. Die Außenwände dieser Häuser, geziert mit Erkern und hohen, sich abenteuerlich durchschneidenden Dächern, bieten dem Thal ihre ganze volle Breitseite dar, stehen nicht etwa hinter Schutzmauern versteckt, also daß eine Beschießung schnell genug die ganze Herrlichkeit in Trümmer legen müßte Zum Glück ist dies Unglück niemals eingetreten, selbst 1689 nicht, als Boufleurs Scharen die Moselburgen zerstörten, haben sie Eltz nichts angethan, teils wegen der versteckten und unzugänglichen Lage der Burg, teils weil damals ein Herr von Eltz in französischen Diensten gestanden haben soll und sich für die Erhaltung seines Stammhauses verwenden konnte.

---

136. Die Grafen von Eltz.

So wie Schloß Eltz ein seltenes Beispiel ist von einer mittelalterlichen Burg, die alle Stürme der Zeit überdauert hat, so sind auch die Grafen zu Eltz ein noch seltneres Beispiel davon, daß ein altes Adelsgeschlecht noch im Besitz seines alten Ahnenschlosses ist. Ob die in ganz frühen Jahrhunderten des Mittelalters in Urkunden auftauchenden Herren von Eltz in Familienzusammenhang mit den späteren Besitzern stehen, läßt sich freilich nicht feststellen, später aber sind zwei Aeste da, deren einer einen goldenen Löwen im Wappen führte, der andere einen weißen. Eine Eigentümlichkeit des Geschlechtes war es, daß die Junker alle „Söhne von Eltz" die Fräulein „Töchter von Eltz" genannt wurden. Die Eltze waren in eine lange Fehde mit dem kühnen Erzbischof Balduin verwickelt, der ihnen schließlich Eltz gegenüber die Burg Baldeneltz oder Trutzeltz vor die Nase hinbaute und durchsetzte, daß die von Eltz sich als seine Vasallen feierlich bekennen mußten. Dafür wurden sie ausdrücklich auch mit Trutzeltz belohnt, ein Besitz, der den Eltzern aber wenig Freude machte, denn Trutzeltz blieb unbewohnt und von Beginn an dem Verfalle geweiht. Schon bald nach dem Frieden mit Balduin geschah Folgendes: Johann von Eltz fuhr mit Balduin und dem Grafen von Winneburg auf dem Rhein. Sie waren gerade bei Wallersheim unterhalb der Moselmündung, als der Winneburger dem Eltzer vorwarf, er habe die Gräfin von Cleve gebrandschatzt. Da sprach der Eltzer: „Ihr lüget als ein Bösewicht, und ich sage wahr", griff mit der Rechten an sein Messer, mit der Linken an sein Schwert und trat vorwärts. Da faßte Balduin nach ihm, und da er ihm entwischte, ließ er ihn festnehmen ob dieses Frevels. Mit Mühe hinderte Balduin weiteres Blutvergießen. Auch innerhalb der Familie Eltz ging es nicht stets friedlich zu. In den weiten Räumen des Schlosses war ja Raum für die ganze Sippschaft, doch hockten sie immerhin eng genug beisammen. Darum war der Burgfriede streng geregelt, und männiglich mußte ihn beschwören. Der Burgkaplan diente allen, zur Bestreitung der Baukosten und anderer ge-

meinsamer Dinge steuerte jeder jährlich drei Kaufmannsgulden in die Familienkasse, wer die nicht regelmäßig bezahlte, der mochte „in eine Herberge nach Münstermaifeld einreiten.“ Ein Faustschlag kostete sechs Wochen, eine ernstliche Beschimpfung einen Monat Entfernung aus der Burg, wer aber „sin Wif, sie Broder oder Kinde lahm schlüge, derselbe soll uch us der Burg ziehen und nimmer wieder kummen.“ Die Eltz hatten angesehene Aemter im Kurstaate Trier, einige zeichneten sich als Deutschritter und Johanniter aus, andere nahmen Kriegsdienst in Frankreich und Spanien, zahlreiche traten in Klöster, auch Töchter von Eltz. Bis 1581 war Jakob von Eltz Kurfürst von Trier, bis 1743 Philipp Karl Kurfürst von Mainz. Durch Heirat und Erbschaft gewann das Haus die Herrschaften Pyrmont am Elzbach, Ehrenburg, Wernerseck an der Nette und andere Besitzungen. Schließlich hat sich nur die Linie Eltz-Kempenich gehalten, der jetzige Chef des Hauses ist Seine Excellenz Karl, Graf und edler Herr zu Eltz, Herr zu Vukovar, k. k. wirklicher Geheimerat und Kämmerer, 2c. Er wohnt für gewöhnlich zu Eltville oder zu Vukovar im südlichen Ungarn. Im Jahre 1889 hat der Eltzische Archivar Herr Roth eine Geschichte der Herren und Grafen zu Eltz in zwei umfangreichen Bänden veröffentlicht.

---

137. Frevel eines eltzischen Jägers.

Im Untersaal des Kempenicher Hauses zu Burg Eltz hängt über der Thüre ein Hirschgeweih mit einer seltsamen Inschrift, die also lautet:

Hier die Graben dieser Stadt
Kein Schutz noch Schirm thun geben,
Ein Eltzer Jäger hat
Mich dort gebracht ums Leben.
Nach zwei Blessuren ich das Leben mußt aufgeben.
Die Burger plötzlich mich haben hingenommen
Und bin an diesen Ort, weiß nicht wie, hergekommen.
Bei Hof zu Koblenz ist mein Körper angelanget,
Der Zierat meines Haupts dir hier, o Leser, hanget.
Anno 1751, den 25. Oktobris.

Dieses Geweih hat ursprünglich nicht hier, sondern in der Kurtrierer Kellerei zu Münstermaifeld gehangen. Es hat nämlich ein Jäger des Grafen Eltz im Oktober jenes Jahres die Vermessenheit gehabt, im Stadtgraben zu Münstermaifeld einen Damhirsch von seltener Größe zu erlegen. Ob er allda als zahmer Hirsch, gewissermaßen als „zoologisches Tier“ zu Belehrung und Vergnügen der Münsterer gehalten worden ist, oder ob er sich aus den eltzischen Waldungen in den Schutz der gutmütigen Bürger der Maienstadt hat flüchten wollen, das wird schwerlich jemals aufgeklärt werden. Genug, die Münsterer ließen sich so groben Unfug, Jagdfrevel und Wilderei nicht gefallen, nahmen den Hirsch sofort in Beschlag und sandten ihn an den kurtrierischen Hof nach Koblenz, als im Jagdbann des Kurfürsten geschossen. Es kam zu einem langwierigen und erbitterten Prozeß, den aber die Eltzer nach Fug und Recht verloren haben.

---

138. Der durchlöcherte Harnisch zu Eltz.

Im Schloß zu Eltz wird unter andern Waffenstücken auch ein weiblicher Brustharnisch aufbewahrt, der an der Stelle des Herzens durch eine Kugel durchlöchert ist. Einst, so erzählt die Sage, ist ein Burgfräulein zu Eltz schon in der Wiege mit einem Junker von Braunsberg verlobt worden. Und als das Junkerlein herangewachsen war und sein Bräutlein besuchte, da fand es sich, daß die Herzen nicht stimmen wollten und bei noch näherer Bekanntschaft sich immer mehr entfremdeten. Aber der rohe Jüngling wollte die Maid zur Minne zwingen, nicht erst durch sittiges Betragen und zartes Werben sich Liebe verdienen: und so forderte er eines Tages im Beisein der ganzen Sippschaft und Ganerbenschaft barsch einen Kuß von der ihm verlobten Jungfrau. Schamhaft errötend weigert sie ihm diesen Minnesold, und da die Muhmen und Basen ein höhnisches Gelächter erheben, verläßt der junge Braunsberg wütend das Schloß Eltz, kündigt die Verlobung auf und schickt einen Fehdebrief. Nachdem beide Parteien sich schon viel Herzeleid angethan, dringt Braunsberg in nächtlichem

Ueberfall bis in den Burgfrieden von Eltz. Da tritt ihm an der Spitze der geringen Besatzung ein zarter Jüngling in Harnisch und mit geschlossenem Visier entgegen: es war aber kein Jüngling, sondern die einstige Braut. Ein Schuß aus des früheren Bräutigams Pistole traf sie mitten ins Herz. Die Eltzer aber blieben schließlich Sieger in der langen Fehde.

---

139. Bischofsstein.

Etwas unterhalb Moselkern, oberhalb Hatzenport, stehen am steilen Abhang eines rebenbewachsenen Felsens die Trümmer von Bischofsstein, weithin leuchtet der noch stehende runde Bergfried ins Thal aufwärts und abwärts, denn ihn ziert in der Mitte ein breites Band weißen Kalkanstriches, der wahrscheinlich daher rührt, daß eine hölzerne Galerie in dieser Höhe dereinst den Turm wird umgeben haben.

Neben der Burg, noch in ihrem Bering, steht eine Kapelle mit gotischen Fenstern, die noch vor hundert Jahren ein Dach gehabt hat, jetzt aber zerfallen und wüst ins Land lugt, eine zweite, noch benutzte Kapelle, steht etwas tiefer als die Burg auf einer kleinen Terrasse des Felsens. So sehen wir, daß der Name Bischofsstein nicht umsonst an geistliche Dinge mahnt, und daß der Bischof, dem das Schloß gehörte, nicht nur Fehde und Raublust im Sinne hatte. Die Burg ist um 1250 von den Trierer Bischöfen gebaut, um hier an der Grenze des Erzstiftes die Moselüberfahrt zu schirmen; sie war jahrhundertelang Besitz des St. Castorstiftes zu Carden und scheint allmählich zerfallen zu sein, weil niemand da war, der ihre Dächer flickte und ihre Lücken büßte. Den weißen Kalkstreifen erklärt sich das Volk seltsamerweise als Ueberschwemmungsmarke, recht gedankenlos, dann wäre ja die Mosel so hoch gestiegen, dann hätte das ganze Thal mit Mann und Maus ersaufen müssen. Andere erzählen, Räuber hätten sich der Burg bemächtigt, des Bischofs Leute hätten sie aber zurückerobert, und nachdem alle Räuber mit dem Tode bestraft waren,

habe der Bischof den Ring um den Turm ziehen lassen als Zeichen, daß ihm die Burg gehöre und daß hier **Ring** und Krummstab regiere.

140. Münstermaifeld.

Einer der ältesten und bedeutsamsten Orte in dem schönen Maiengau oder Maifeld ist Münstermaifeld. Es liegt nur eine Stunde von der Mosel entfernt, zwischen Moselkern und Hatzenport am linken Ufer landeinwärts, doch vom Fluß aus nicht sichtbar, weil die Uferberge es verdecken, allein sonst vom Maifeld her überall der Augenpunkt, da das Städtchen auf einem der höchsten Punkte der Gegend erbaut ist. Diese Lage ist seinerzeit von den Römern so ausgesucht worden, und zwar recht absichtlich. Höchst wahrscheinlich hieß Münster zur Römerzeit Ambitinum. Der Geschichtschreiber Sueton erzählt nämlich in seinem Leben des Kaisers Caligula, daß nach einer Mitteilung des jüngeren Plinius am 31. August des Jahres 12 nach Christi Geburt Caligula, der Sohn des Germanicus und der Agrippina, in dem trevirischen Flecken Ambitinum oberhalb Confluentes geboren sei. Noch in den Jahren 760 und 963 wird ein Flecken Ambitinum im Maiengau urkundlich erwähnt. Da aber das römische Lager dann in ein Benediktinerkloster und späteres Kollegiatstift umgewandelt wurde, also in ein Münster, so hat der Name Münster wohl jenen älteren Namen verdrängt.

Um die Ehre, dieser Flecken Ambitinum, also der Geburtsort eines mehr berüchtigten, als berühmten römischen Kaisers zu sein, streiten sich übrigens mehrere Orte, vor allem die noch näher bei Koblenz gelegenen Flecken Winningen und Moselweiß, die beide Spuren römischer Ansiedlung aufweisen. Vielleicht wird einmal ein glücklicher Zufall, in diesem Falle also die Ausgrabung einer Inschrift, die Sache endgültig entscheiden, ja vielleicht findet man sogar den Altar wieder, von dem Sueton erzählt, daß er am Geburtsort des Caligula errichtet sei mit der Inschrift: ob puerperium Agrippinae, d. h. geweiht wegen Agrippinas Wochenbett. Dann wird aller Streit zu Ende sein.

141. Die Ehrenburg bei Brodenbach.

Eine Viertelstunde abseits von Brodenbach liegt auf einem steilen Bergvorsprung das liebliche, von einem Bach durchflossene Wiesenthal gleichsam sperrend, die gewaltige Ehrenburg. Niemals zerstört, nur nach und nach zerfallen, ist sie in der ganzen Moselgegend, einschließlich Hunsrück und Eifel, die weitaus großartigste Burgruine. Der Mittelturm ist unten rund, oben eckig, die Treppe bis fast obenhin noch wohlerhalten. Die Befestigungswerke sind in mehreren Geschossen übereinandergetürmt, den Launen der terrassenförmig aufsteigenden Felsen folgend; die Verbindung der verschiedenen Festungsstockwerke wird durch einen Rundturm von riesigem Umfang vermittelt, in dessen Innern eine für Reiter und Wagen benutzbare Wendelrampe aufwärts führt; ist man oben, so steht man wiederum in einem Burggarten und am Fuße des ersterwähnten Hauptturmes. Die Ritter von der Ehrenburg waren grimmige Haudegen, die in den Kreuzzügen sich mehrfach auszeichneten. Doch starb ihr Geschlecht schon früh aus: der letzte Ritter von Ehrenberg lebte um 1395 in heftiger Fehde mit Koblenz, also daß die Koblenzer Bürger in hellen Haufen vor die Ehrenburg zogen, mit stürmender Hand sich ihrer zu bemächtigen, doch gelang es ihnen nimmer. Darauf zog der von Ehrenberg gen Koblenz, zündete die Stadt an und verbrannte mehr denn „zweihundert Gehäus."

Nach dem Erlöschen des Rittergeschlechts war heftiger Zank um das Lehensrecht der Burg zwischen Trier und dem Pfalzgrafen. Schließlich stellte Trier den Lehensbrief aus und vergabte die Burg nacheinander an die von Pyrmont, an den Pfalzgrafen, an die von Eltz, die Quade zu Landskron, die Freiherrn von Clodt, bis 1798 es an den berühmten Freiherrn von Stein kam, der von weiblicher Seite her von den Quaden stammte. Die Steinischen Nachkommen besitzen die Burg noch heute, ohne jedoch jemals versucht zu haben, sie vor weiterem Zerfall zu wahren. In der französischen Zeit haben dort lagernde Soldaten den Rampenturm mutwillig gesprengt, auch sonst allerlei Unfug getrieben. Unten in Brodenbach sieht man noch in

ein Haus ein steinernes Kreuz vermauert mit dem Ehrenberg-Pyrmonter Wappen und der Jahreszahl 1444: über dem Gekreuzigten öffnet ein Pelikan die Brust, seine Jungen mit Blut zu nähren, unten kniet ein betender Ritter. Es ist wohl dasselbe Kreuz, von dem eine Rechung von 1480 sagt: dem Burgpfaffen zu Herbst eine Ohm Wein für die Litanei am Kreuz im Hofe.

---

142. Die Sternburg oder der Tempelhof bei Löf.

Etwas oberhalb Löf, am linken Gestade des Moselflusses, liegt malerisch unter Reben, unweit des Ufers, ein Burghaus, das neuerdings in modernem Stile wiederhergestellt ist. Die Seitenwände und der Giebel haben spitzbogige Fensteröffnungen; das ist die Sternburg. Sie soll zur Ehrenburg gehört haben. Um 1390 schaltete Ritter Brömser von Rüdesheim als trierischer Amtmann auf der Burg Sternberg am Rheine aufwärts Boppard, und demselben hörte auch dies Schloß an der Mosel, das er ebenso nannte wie das am Rheine. Wohl wegen der spitzbogigen Fenster hat das Volk die Trümmer für eine Kirchenruine gehalten, und da sonst die Form doch wieder anders war wie die einer Kirche, hat man das Haus für einen Tempelhof angesehen. Die Sage geht von diesem und ähnlichen Tempelhöfen, es hätten darin einst die Templer gelebt, welche unermeßliche Schätze besaßen, dabei aber ein wüstes Leben führten. Des Nachts gingen sie auf Raub aus und nagelten ihren Pferden die Hufeisen verkehrt auf. Aber wie die Strafe sie ereilte, da flohen sie und steckten vorher ihre Häuser in Brand. Im Boden aber sind bei solchen Häusern noch heute seltene Kostbarkeiten vorhanden, goldene Sessel und viele andere wertvolle Dinge.

---

143. Alken und die Burg Thurant.

Bei Alken liegen hoch oben in den Weinbergen die Ruinen der Doppelburg Thurant, deren zwei wohlerhaltene

Rundtürme, zinnenbewehrt, samt der in weitem Umkreis den Raum umspannenden Zingelmauer andeuten, daß es keine gewöhnliche Ritterburg gewesen ist. Sie wurde in der That von dem Sohne Heinrichs des Löwen gegründet, jenem jüngern Heinrich, der sich mit Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen von Stahleck, der Nichte Friedrich Barbarossas, vermählt hatte. Den Namen gab er ihr nach der syrischen Festung Thuron, zur Erinnerung an die Kriegsthaten, die er daselbst verrichtet hatte. Während des Römerzugs seines Bruders, des Kaisers Otto IV., führte Heinrich das Reichsverweseramt im Moselland, und dieses Amtes erfolgreich zu walten, baute er sich Thurant. Doch die Trierer und Kölner Erzbischöfe gelüstete es bald nach diesem Besitz der Pfalzgrafen, und als 1246 der pfälzische Burggraf Zorn Burgherr auf Thurant war, belagerten Kölner und Trierer gemeinsam zwei Jahre lang die Feste, und zwar vergeblich. Wenn man freilich in dem Münstermaifelder Chronikbericht liest, die Belagerer hätten in diesen zwei Jahren dreitausend Fuder Moselwein getrunken, dann möchte man annehmen, die Kölner und Trierer seien sehr gemütliche Krieger gewesen, die nach dem Grundsatz handelten:

„Nach unsrer Taktik wird berannt
Mit Becher-Tiktak Burg Thurant."

Schließlich kam es zu gütlichem Vergleich; die Pfälzer zogen ab, aber erst 1314 verzichtete Pfalz endgültig auf die Burg, die von da ab trierisch blieb, jedoch fortwährend verpfändet ward, bald dahin, bald dorthin, an Sponheim, Eltz, Schöneck und andere Edle. Das Bergschloß war schon vor dem 30jährigen Krieg zerfallen, wie daraus zu schließen ist, daß das stattliche, noch bewohnte Burghaus zu Alken die Jahreszahl 1616 trägt. Es hausten darin als Lehensträger kurtrierischer Güter die Herrn von Wiltberg, den Rittern von der Wildburg im Soonwald entstammend, einem Geschlecht, in dem so romantische, volltönende Namen vorkommen wie Volker zu Starkenburg mit dem goldnen Stern, oder Hugo von Schmidburg der Reiche mit dem roten Röschen. Der Burghof zu Alken steht am untern Ende des Ortes, da wo der Bach aus der Thalschlucht herauskommt, er ist im Stil der deutschen Renaissance

erbaut, noch bewohnt, und gehört mit seinem zierlichen, säulengetragenen Portal, seinen mächtigen Kaminen und seinen schiefergedeckten, schön geschwungenen Türmchen zu jenen seltsamen und anziehenden alten Häusern, die so vielen Moselorten ihren eigentümlichen Reiz verleihen und gleichsam sie mit dem echten Edelroste des Alters überkleiden.

144. Der gewippte Vogt.

Durch ein tiefes Thal von dem Berg getrennt, auf dem Burg Thurant steht, hebt sich der Bleidenberg, wo einst eine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle stand, das beliebte Ziel der andächtigen Bewohner der ganzen Gegend, bis die französische Regierung sie, wie so viele Gotteshäuser, auf Abbruch verkaufte: ihre Trümmer sind von der Mosel aus sichtbar. Ueber die Erbauung der Kapelle erzählt die Sage folgendes: Nach der Einnahme von Thurant ist von dem Turm der Burg über die Thalschlucht hinüber auf die Höhe des Bleidenbergs ein Seil gespannt worden, und daran hat man den Dorfvogt von Alken hin und her gewippt, weil er den Belagerern Spionendienst gethan hatte. Wie er so da hing zwischen Himmel und Erde, gelobte der Aermste der Muttergottes eine Kirche zu bauen, falls sie ihn rette. Und siehe da! plötzlich rutschte er am Seil langsam vorwärts, und die heilige Maria stärkte seine Hände, daß sie festhielten und nicht los ließen, bis er glücklich drüben auf dem Bleidenberg landete. Es ist zu Alken noch ein altes Gemälde auf Leinen vorhanden, das die Vogtwippe darstellt, auch erzählt eine Cardener Chronik aus dem 14. Jahrhundert die Geschichte, die gleichzeitig auch als Volksüberlieferung noch lebendig ist.

145. Die Stiftung zu Lehmen.

Erzbischof Bruno von Trier schenkte anno 1115 Gefälle eines ihm zu Lehmen eigentümlich gehörenden Hofgutes dem Trierer Dom, und zwar in echt mittelalterlicher

Weise in folgender verwickelten Form: Alljährlich am Dreikönigstage, sodann an des Geschenkgebers Ordinationstage, endlich später an seinem Sterbetage mußte der Hof den Stiftsbrüdern zu Trier ein Liebesmahl geben, lateinisch caritas refectionis genannt. Nebst reichlichem Wein und Kuchen mußte der Erbpächter des Guts ein junges Schwein, zwei Ferkel, zwanzig Hühner, zwanzig Pfund Käse, ein Pfund Pfeffer, hinreichende Bierhefen, Honig und noch allerlei sonstiges in die Stiftsküche nach Trier abliefern. Sollten die Jahrgedächtnisse auf einen Fasttag oder in die Sommerzeit fallen, so mußten andere, doch gleichwertige Speisen geliefert werden. Bei der Feier des Sterbetages mußte das Gut zwei Kerzen liefern, an dem Grab zu brennen, sowie jedem Stiftsherrn eine Klosterkanne Weins, auf des Seligen Angedenken zu leeren. Leider besagen weitere Nachrichten, daß späterhin, schon nach einem Menschenalter, diese so feuchtfröhlich und sinnig ausgedachte Stiftung in eine gemeine Geldlieferung umgewandelt wurde. Wie schön, wenn so in alle Endlosigkeit fort dreimal alljährlich die Lehmener Ferkel und Hühner, Käse und Pfeffer nach Trier gewandert wären.

146. Nickel Aswaldo.

Am Moselufer, etwas ober Gondorf, steht ein Steinkreuz mit der Inschrift: Nickel Aswaldo. Man erzählt darüber Folgendes: Auf einem Berge bei Gondorf stand ein stattlicher Hof, der von einem geizigen Mann bewohnt war, der einsam lebte und Nickel Aswaldo hieß. Im Thal unten lebte ein Müller, der war gottlos und neidete den Geizigen. Aswaldo war aber mondsüchtig und ging zuweilen des Nachts auf dem Felsen hin und her. Das hatte der Müller bemerkt, da schlich er ihm nach und stieß ihn den Felsen hinab; dann eilte er in das Haus, wo niemand wohnte außer Aswaldo, zündete einen Kienspan an und suchte nach Schätzen. Er fand bald eine Truhe, die war voll Goldes. Da begann der Müller mit dem Gold sich zu beladen und steckte mittlerweile den Kienspan in die Bretterwand. Und wie er noch wühlte und in die Taschen

stopfte, da stand er plötzlich in dichtem Qualm, und die Flammen fingen schon an ihn zu umlodern. Er will die Treppe hinunter, aber die brennt auch schon, er hört die Sturmglocke läuten und Feurio schreien, da sinkt er bewußtlos nieder. Und wie er wieder zu sich kommt, da standen die Leute um ihn herum, und man hatte den zerschellten Leib des Nickel Aswaldo bei dem hellen Feuerschein auch schon gefunden, und er mußte alles gestehen. Doch andern Tags starb er schon an den Brandwunden und entging der weltlichen Gerechtigkeit. Die Gondorfer aber setzten zum Andenken jenes Kreuz mit der Inschrift: Nickel Aswaldo.

---

147. Gondorf und die Familie von der Leyen.

Gondorf wird als Contrua schon in der vom Dichter Fortunatus beschriebenen Moselreise des Frankenkönigs Siegebert erwähnt. Es sieht noch heute stattlich aus, vermöge zweier ehrwürdigen Reste aus dem Mittelalter, die es umhegt: dicht an der Mosel steht noch aufrecht da das Stammschloß der Grafen von der Leyen, und weiter unterhalb hebt sich ein mächtiger, einzeln stehender Burgturm, den viele ritterliche Familien nach einander besaßen; jetzt ist er Eigentum einer Familie aus Koblenz und zu einem behaglichen, feudal anmutenden, epheuumrankten Heim umgestaltet. Mag sein, daß die Leyen von der Urley bei Uerzig stammen, nachzuweisen ist es nicht, aber als a Petra oder de Petra kommen sie schon in Urkunden des 12. Jahrhunderts vor, sie waren begütert an der Mosel und im Hunsrück und standen in Diensten der trierischen und kölnischen Erzbischöfe. Seit aber ein Johann von der Leyen 1556 sogar Kurfürst von Trier geworden war und das Schloß zu Gondorf neu gebaut hatte, hob sich das Ansehen der Familie immer höher. In Karl Kaspar von der Leyen gab das Geschlecht 1652 Trier einen zweiten Kurfürsten, und in dessen Bruder Damian 1675 auch Mainz einen solchen. Karl Kaspar sorgte dafür, daß seine Familie zur unmitttelbaren Reichsfreiherrnwürde emporstieg, auch schenkte er Schloß Argenfels bei Linz seinem Hause. Er ist es auch gewesen, der

Ehrenbreitstein und Koblenz zu einer der ersten Reichsfestungen umschuf, mit einem Aufwand von über einer Million Gulden aus seinem eignen Vermögen. Im Jahre 1711 wurden die von der Leyen in den Grafenstand erhoben, Napoleon endlich hat die zum Rheinbund gehörenden Grafen zu Fürsten gemacht. Ihr Haus besteht noch in Baiern. Die Moseler Linie aber ist erloschen, der letzte seines Stammes, Graf Philipp, hat zwar nach den Freiheitskriegen seine Ahnenburg zu Gondorf wiederhergestellt, aber der reiche, dazu gehörende Besitz war schon in der Revolution vom Staate eingezogen und dann veräußert worden. So war der Fürstenname nur ein armseliges Pflaster auf die Wunde gewesen, kein Heilpflaster; Philipp von der Leyen starb in dürftigen Umständen 1831 zu Köln, er wollte in Gondorf begraben sein, dorthin, in das leere, wüste Haus brachte sein Kammerdiener die Leiche des einsamen Mannes. Jetzt umschließt das Gebäude Pfarrhaus, Schulhaus und Rathaus. Verwittert und grollend, aber doch noch stolz, stellt es seine bollwerkartigen Mauern der andringenden Moselflut entgegen. Leider ist der Turm, der das berühmte und reiche Archiv der Familie barg, bei einer Hochflut der Mosel um die Mitte des 18. Jahrhunderts eingestürzt und sind so die meisten Urkunden vernichtet worden.

Als der Kurfürst Philipp Christoph von Sötern im 30jährigen Krieg sein Land unter französischen Schutz stellte, zeigten die Leyen sich deutsch gesinnt; nebst den Eltz und Metternich leisteten sie ihrem Kurfürsten kräftiglich, wenngleich vergeblich Widerstand. Die stolze Devise des Hauses von der Leyen lautete einst:

Sum Petra, Petrino non crescunt lilia solo,
In petris aquilae nidificare solent,

zu deutsch:

Ich bin Ley, und dem Boden der Ley entsprießen nicht Lilien,
Adler horsten zumeist droben im Fels, auf der Ley.

148. Der rote Aermel zu Gondorf.

Wenn zu Gondorf die Schöffen in hochnotpeinlicher Sache zu Gericht saßen, hatten sie blutrote Talare an, wie es dem Ernste der Verhandlung angemessen war. Sintemalen sie aber nicht öffentlich tagten, die Bürgerschaft jedoch auch gern sich in etwa beteiligt hätte, so ward das Urteil zum offenen Rathausfenster hinaus verkündet. Nun war seit langer Zeit kein Dieb mehr gehenkt worden, geschweige denn ein Mörder aufs Rad geflochten; und wie nun eines Tags ein Roßdieb eingebracht worden war vom Büttel, da erfand sichs, daß von all den roten Amtsröcken nur noch ein einziger Aermel vorhanden war, den Rest hatten die Motten und Mäuse zerbissen. Draußen aber auf dem Markt stand ganz Gondorf versammelt und harrte des Urteilspruchs und der roten Röcke: ohne die blutroten Röcke kein gültiges Urteil! So saßen sie und berieten Stunde um Stunde, nicht über den armen Sünder, sondern über den roten Aermel. Endlich heißt der Schultheiß jeden der Schöffen der Reihe nach den einen Aermel überziehen und so ans Fenster treten, also daß man nur sein Gesicht und den einen blutroten Arm sah, und zuletzt stellte er selbst sich auch so und verkündete laut das Urteil. Da war es gültig, und jeder Gondorfer hätte, wenn es verlangt worden wäre, einen körperlichen Eid aufs Evangelium geschworen, daß der ganze Rat ordnungsmäßig in roten Talaren getagt habe: hatte doch jeder es selber gesehen, und was man gesehen hat, kann man doch auch beschwören!

Vielleicht ist der Ursprung dieser Sage darin zu suchen, daß das Wappen der Familie von der Leyen von Uerzig einen geschmückten Arm zeigt mit Hängeärmel, der zwar silbern (weiß) ist, aber immerhin von der dichtenden Volksphantasie als rot gedacht werden konnte, zumal gemeißelte Wappen oft farblos waren.

---

149. Kobern und seine zwei Burgen.

Wo sich das große, stattliche Dorf Kobern weit am linken Moselufer hinzieht, grüßen vom Berge herunter zwei

verfallene Burgen: niedriger liegt die Niederburg oder neue Burg, mehr im Hintergrund, durch einen schmalen Berggrat mit jener zusammenhängend, die Oberburg oder alte Burg. Zwischen den dürftigen Mauerresten der Oberburg steht wohlerhalten, und im Jahre 1894 durch die preußische Regierung stilgemäß völlig wiederhergestellt, die berühmte sechseckige Matthiaskapelle. Um das Jahr 1195 kämpfte Gerlach von Kobern mit dem Erzbischof von Trier um die Hoheitsrechte in Kobern, aber der Ritter mußte sich beugen und sein Erbe als Lehen aus des Bischofs Hand nehmen. Gerlachs Brudersohn Heinrich starb unvermählt, in Urkunden wird er genannt crucesignatus, der Kreuzfahrer, er ist nach Palästina gepilgert und höchst wahrscheinlich der Erbauer jener Kapelle, die völlig an byzantinisch-orientalische Muster erinnert. Auch sein Vetter Heinrich, Gerlachs Sohn, hat fromme Stiftungen gemacht, so der Abtei Rommersdorf eine Mühle und Weinberge zu Kobern geschenkt. Der letzte Ritter von Kobern hieß Robin, er starb 1301 mit Hinterlassung dreier Töchter, genannt das schöne Kleeblatt von Kobern: Kunigunde vermählte sich mit dem Grafen von Sayn, Mechald bekam Salentin von Isenburg zum Manne, und Jutta heiratete Arnold, Herrn von Püttingen. Die drei Schwiegersöhne verkauften einer nach dem andern ihr Erbanteil an Balduin von Trier, der dadurch das unbestrittene Eigentum an der Herrschaft Kobern gewann, sie bildete fortab ein Amt, das aus sechs Dörfern bestand. Die französische Regierung verkaufte die inzwischen teils verfallenen, teils zerstörten Burgen für wenige Franken.

Der Schutzheilige von Kobern ist der Genosse des heiligen Castor, der heilige Lubentius. Sein Festtag fällt in die Zeit des gährenden Mostes und ist zugleich der Kirchweihtag von Kobern. Da geht es hoch her in Kobern, und in früheren Jahren loderten alsdann Feuer auf den Bergen umher. Auch die heilige Rizza, Ludwigs des Frommen Tochter, erscheint als Herrin von Kobern.

150. Lutter, der letzte Ritter von Kobern.

Es gab noch ein zweites edles Geschlecht von Kobern, dessen Glieder eigentlich Burgmänner und Lehnsleute der Schloßherrn von Kobern waren. Ihr Manneskommen erlosch im 14. Jahrhundert, aber die Nachkommen der Erbtochter nannten sich auch von Kobern. Obwohl sie im Besitze mehrerer Höfe waren, ging es mit dieser Adelsfamilie doch nach und nach rückwärts. Ihr letzter Mann war Johann Lutter von Kobern, der 1530 dem Erzbischof Richard von Greifenklau den Hof Lohbusch auf dem Diebelicher Berg zurückgeben mußte. Er war Vogt von Waldesch und wohnte zu Moselweiß. Im Jahre 1536 ward nun dieser ehrenwerte Vogt von acht Bauern auf der Landstraße von Kochem nach Gillenbeuren, am Kohlborn, aufgegriffen, allwo er mit einem Genossen, wohlversehen mit Kappen, Knebeln und Stricken, den Wanderern auflauerte. Man brachte ihn nach Koblenz, und obwohl man ihn nicht auf frischer That des Straßenraubes ergriffen hatte, ward er doch zum Tode verurteilt und zu Koblenz im Oktober 1536 hingerichtet. Er starb unvermählt, als der letzte seines Stammes.

---

151. Das Koberner Wahrzeichen.

Das Wahrzeichen von Kobern war von alters her eine Quelle, die in der Kirche entspringt und unter dem Hochaltar mit vernehmlichem Rieseln zu dem andächtigen Murmeln des Priesters mitmurmelt. Man erzählt sich, daß einmal im Gewühl einer Schlacht ein Kriegsknecht aus Kobern seinen Feldherrn herausgehauen und so ihm das Leben gerettet hat. Nach der Schlacht aber erinnerte sich der Anführer nur, daß ein Koberner ihn gerettet und forderte laut dazu auf, der Retter möge sich melden. Und wie nun ein stattlicher Reitersmann geschritten kam und eben den Dank empfangen sollte, da macht sich ein stämmiger, kleiner, breitschultriger Krieger behende Bahn durch den Haufen und sagt: Du willst ein Koberner sein?

Nun gut, dann nenne mir das Wahrzeichen von Kobern! Und wie der andere das nicht konnte, so nannte er es und forderte den Feldherrn auf, Nachfrage zu thun, ob es sich nicht also verhielte. Und so hat das Wahrzeichen von Kobern den Betrüger entlarvt und die Wahrheit helfen an den Tag bringen. —

---

152. Hexenprozesse an der Untermosel, besonders in Winningen.

Das gräßliche Unwesen der Hexenprozesse hat auch an der Mosel viele Opfer gefordert. Dieser Aberglauben hatte dort seine erste Blütezeit unter dem Kurfürsten Johann von Schöneberg von 1581 bis 1599. Damals verfaßte der Weihbischof Binsfeld das berühmte Buch von den Geständnissen der Hexen; in sechs Jahren wurden in Trier und Umgegend 368 Personen zu Tode geführt, man nennt zwei Dörfer, wo nur je zwei Weiber am Leben blieben. Schließlich hat man sogar den Trierer Stadtschultheiß und Rektor der Universität, Flade, wegen Zauberei hingerichtet. Im Jesuitenkloster zu Trier lebte der edle Friedrich von Spee, der zuerst mutig gegen die Hexenprozesse auftrat. Er ist 1635 zu Trier gestorben an einem Fieber, das er sich bei der Pflege der verwundeten Soldaten zugezogen hatte. In der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges breiteten sich die Hexenverfolgungen auch an der Untermosel aus. Besonders waren der Diebelicher Berg, die Blaufüßerley und Blumsley bei Winningen berüchtigt als angebliche Tanzplätze der Hexen und Hexenmeister. Es gab förmliche Ausschüsse, die sich zur Aufgabe machten, Hexen aufzustöbern und anzuzeigen. Wer einmal angeklagt war, war schon verloren, denn er wurde sofort mit der Folter bedroht, wenn er nicht bekennen wollte, und dann so lange gefoltert, bis er endlich gestand und zwar den tollsten Unsinn, z. B. der Satan habe sich zu ihm gesellt, mit ihm gebuhlt, ihn zu nächtlichen Tänzen beredet, da hätten sie weißen und roten Wein getrunken, grünes Fleisch gegessen, in der Luft schwebend getanzt, Geld bekommen, der Satan habe ver-

sprochen, sie reich zu machen und ihnen Gewalt verliehen, Feldfrüchte zu verzaubern, Gewitter herbeizulocken, „Rebstecher zu machen", Krankheiten an Menschen und Vieh zu bringen, Sachen zu beschädigen und was derlei mehr ist. Wer gestand, ward zum Tode verurteilt, meist verbrannt, zuweilen dahin begnadigt, daß er nur geköpft und erst die Leiche verbrannt wurde. Dieser greuliche Unfug war gleichmäßig in katholischen wie in protestantischen Gegenden im Schwange, er schien ordentlich in der Luft zu liegen. Diese Prozesse wurden überhaupt vor den weltlichen Gerichten geführt. Die Angeber wurden immer kühner, in Winningen wurde zuletzt sogar die Frau des evangelischen Kaplans der Hexerei beschuldigt, auch ein angesehener und wohlhabender Bürger, Friedrich Mölich, als Hexenmeister angeklagt. Dieser war aber so mutig, daß er erklärte, er ließe sich lieber die Haut in Riemen vom Leibe schneiden, als daß er bekenne; er hat sich denn auch dreimal foltern lassen, ohne eine Thräne zu vergießen oder am Leibe zu schwitzen. Da standen die Richter in großer Verlegenheit und konnten ihn nicht verurteilen, dieweil das Geständnis Bedingung war. Das geschah im Jahr 1659. Es schien überhaupt, als ob mit dem wiedergekehrten Frieden den Menschen auch die gesunde Vernunft wiedergekommen sei. Der Markgraf von Baden als Herr von Winningen verfügte 1660, der Prozeß gegen Friedrich Mölich sei eine „Nullität", man solle überhaupt die Führung solcher Prozesse nicht mehr gestatten. Man sah auch ein, daß die Hexenprozesse vielfach aus Geldgier geführt worden waren, indem die Angeber und Richter unverhältnismäßig hohe Summen für ihre Bemühungen sich vergüten ließen, für eine einzige angeklagte Person beliefen sich die Kosten zu Winningen einmal auf 635 Gulden und 9 Albus. Jedenfalls hat die Bevölkerung der Mosel es dem wackern und furchtlosen Mölich zu verdanken, daß sein Prozeß der letzte dieser Art gewesen ist.

153. Volksfeste zu Winningen.

Der ansehnliche Flecken Winningen gehörte zur Grafschaft Sponheim und ist eben deshalb an der Untermosel der einzige protestantische Ort. Darum haben die Bewohner, die in Verkehr, Eheschließung, Gerichtssachen und andern Dingen mehr auf den protestantischen Hunsrück, die Nahegegend, Neuwied und die Grafschaft Katzenellenbogen gewiesen waren, stets sich etwas abgesondert gehalten von der umliegenden Mosellandschaft. Die Winninger sind ein überaus fleißiges, wohlhabendes Völkchen, ihr Weinbau und Feldbau sind Musterwirtschaften.

Daß sie seit Alters auch für die Freuden des Lebens Sinn hatten, zeigt die jetzt nicht mehr übliche Pfingstfeier. Mit Schultheiß und Schöffen an der Spitze zog damals die ganze Bürgerschaft zum Distelbergerhof, der dem Herrn von Eltz gehörte. Um seiner Holzberechtigungen willen mußte dieser eine Zulast Wein hinschaffen, das Kloster Mariarott Lebensmittel, und es entwickelte sich ein richtiges, volkstümliches Waldfest.

An einem andern Tage hinwiederum hatten die Winninger wegen etwelcher Gerechtsame des Klosters Mariarott der dortigen Aebtissin allerlei kleine Geschenke zu liefern. Dafür hatten sie ein gut besetztes Mittagsmahl zu beanspruchen, das aus ganz bestimmten Gängen bestand. Vorher hielt jedoch ein Kapuziner eine Bekehrungspredigt an die versammelten Winninger Ketzer. Man hat aber nie gehört, daß einer sich bekehrt hätte, nicht einmal, daß einem der Appetit zu dem klösterlichen Festmahl wäre verleidet worden. —

Heutzutage ist Winningen der einzige Ort an der Mosel, wo noch volkstümliche Winzerfeste nach altem Herkommen abgehalten werden und zwar jedesmal, wenn ein gutes Weinjahr gewesen ist. Man sagt vom Ursprung des Festes, in alten Zeiten hätten weißgekleidete Mädchen aus Winningen nach der Weinlese den Grafen zu Eltz, die in Winningen reichbegütert waren, aufgewartet, und diese hätten dann dem jungen Volk ein Tanzfest gegeben. Wie dem auch sein mag, die jetzt üblichen Feste werden von

zwei Vorständen, deren einer aus drei Jungfrauen, der andere aus drei Jünglingen besteht, sorgfältig vorbereitet, vor allem werden zwanzig bis vierzig passende Paare gewählt, die für die Dauer des Festes zu einander halten müssen, auch wohl, wenn der Teilnehmer gar zu viele sind, zwei getrennte „Kompagnien" gebildet, deren jede ein besonderes Fest feiert. Es werden nun Geldbeiträge erhoben, für Speisen gesorgt, ein gemeinsamer Weinvorrat angelegt, Kuchen gebacken, Säle gemietet, Festanzüge beschafft, die Burschen schwarzer Anzug, Zilinder, weiße Handschuhe, weiße Schärpe, die Mädchen weißes Kleid, Blumenkranz im Haar, bunte Schärpe. Und so kann an einem Montag im November Mittags punkt zwölf Uhr das Fest beginnen.

Der ganze Flecken ist geschmückt mit Fahnen und Weinlaub, alles ist auf den Beinen und freudig erregt. Der Festzug naht. Der Musik hüpft ein „Stützenträger" voran, ein Bursch mit rosaroter Schleife, der eine mit Reben umkränzte weingefüllte „Stütze" trägt, d. h. eine etwa 10 Liter fassende Holzkanne. Hinter der Musik kommen die Burschen: man zieht nun zunächst zum Hause der ältesten am Feste teilnehmenden Jungfrau, die des Vorzuges sich erfreut, zuerst abgeholt zu werden. Ihr Bursch holt sie ab, überreicht ihr einen Strauß, und nun kommt das Paar nach dem Takt eines Walzers herausgehüpft und stellt sich, mit Jubel begrüßt, dicht hinter der Musik auf. Gleichzeittg wird eine mit Blumen geschmückte Gießkanne voll Wein aus dem Haus getragen, der Festbeitrag der Jungfrau. Der Zug geht nun zu dem nächstliegenden Haus, das eine Festteilnehmerin beherbergt, und es spielt sich dieselbe Szene ab wie soeben. Je größer die Gesellschaft wird, desto fröhlicher wird die Stimmung. Die jedesmal im Zug schon befindlichen Mädchen hüpfen sämtlich im Walzerschritt hinter dem abholenden Burschen mit in das Haus der neuen Gefährtin hinein und ordnen das strahlende neue Paar im Triumph in den fröhlichen Zug ein. Daß die „Stütze" nicht bloß sinnbildlich mitgeführt wird, ist um so selbstverständlicher, als die umständliche Einholung der Festjungfrauen sich bis gegen vier Uhr hinzieht. Ist endlich die Gesellschaft vollzählig, dann geht es in den Adler oder den Schwan, und

der erste Tanz beginnt. Inzwischen ist in einem zweiten Wirtshaus das Mahl zugerüstet, und um sieben Uhr zieht man in feierlichem Zuge dorthin, diesmal geht ein Bursche mit der „Lücht" voran, d. h. einer Riesenpapierlaterne, die in transparenter Darstellung einen Bachus und eine Wein kredenzende Jungfrau zeigt. Bei dem Mahle wird nur von Zinngeschirr gespeist, das sorgsam als Gesellschaftsschatz gehütet und jeweilig vermehrt und ergänzt wird. An einem besondern Tisch sitzen die eingeladenen Ehrengäste, wobei die beiden Pfarrer des Ortes und die Pfarrtöchterlein, falls solche vorhanden, nicht fehlen dürfen. Kein Kellner wartet auf, sondern die vier jüngsten teilnehmenden Burschen, die jeden folgenden Tag durch die vier nächstjüngsten abgelöst werden. Um neun Uhr gehts wieder zum Tanze, der sich natürlich bis in späte Nachtstunden hinzieht.

Am Dienstag wiederholt sich das alles, nur bleiben die Förmlichkeiten der Abholung und des Umzuges fort, ja sogar die zwei folgenden Tage sind der Festfreude gewidmet. Den Schluß bildet Freitags die Versteigerung der Mädchen. Es ist das aber nur ein Scherz, der bedenklich geleerten Festkasse etwas aufzuhelfen: für soviele Mark einem jeden ein Mädchen zugeschlagen wird, soviele Pfennige hat er in die Festkasse zu zahlen. Das ganze Fest verläuft in Züchten und Ehren, und sollte hie und da ein für die Feiertage zusammengekoppeltes Pärchen infolgedessen auch für das Leben sich paaren, das wäre ja kein Unglück!

---

154. Die Miseräbelchen.

Die beiden letzten Moselorte, ehe die Mosel mit dem Rheine sich vereint, sind Güls und Moselweiß. Nach Güls legt Simrock in seinen Rheinsagen die Legende von den Miseräbelchen, der Dichter wird sie also wohl daselbst gehört haben.

Als der Heiland noch auf Erden wandelte, so erzählt er, kam er mit seinen Jüngern auch an die Mosel. Und da

der Tag heiß war, schickte er den heiligen Petrus in ein Dorf einen Trunk Weines holen. Man gab Sankt Peter eine hölzerne Kanne, voll bis zum Rande, allein der in Versuchungen nicht immer standhafte Jünger nippte unterwegs, vom Durste gepeinigt, und daß es nicht gemerkt würde, schnitt er mit seinem scharfen Messer ein Stück vom Holzrand herunter. Und wie ihn wieder der Durst überkam, schlürfte er nochmals und säbelte wieder ein Stück Rand ab. So ging das weiter, und wie er zuletzt das winzige Becherlein dem Herrn brachte, entschuldigte er sich damit, hier zu Land wären die Schoppen so klein, doch könne ja der Meister mit wenigem sie alle satt machen. Da schalt ihn der Herr und sagte: Behalte du dein Miseräbelchen, ihr andern aber sollt von mir eingeladen sein zu einem Labetrunk, und Petrus soll nicht mit dabei sein. Seitdem hat man an der untern Mosel so kleine Schöppchen und nennt sie Miseräbelchen.

---

155. Koblenz als römische Stadt.

Um das Jahr 58 v. Chr. Geburt ist mit Gallien auch das Gebiet, wo Koblenz liegt, den Römern zinsbar geworden; zweimal hat dann Julius Cäsar in der Nähe von Koblenz eine Brücke über den Rhein schlagen lassen. Und wie um die Zeit der Geburt unseres Heilandes Drusus, der Stiefsohn des Kaisers Augustus, zum Schutze der Rheingrenze von Basel bis Holland fünfzig Festungen baute, da mußte vor allem auch der Moselübergang gedeckt werden. Zogen doch zwei Römerstraßen das linke Rheinufer entlang, eine am Ufer des Stroms, die andere auf dem Höhenzuge, der den Rhein begleitet. Bei Koblenz vor dem jetzigen Löhrthor liefen beide Straßen in eine zusammen, und diese strebte zunächst geradeswegs dem befestigten Orte Confluentes zu, die jetzige Löhrstraße ist diese alte Römerstraße — dann aber der Mosel, die auf einer hölzernen Pfahlbrücke überschritten ward. Das römische Koblenz war ursprünglich eine sogenannte Mutatio, d. h. eine richtige Poststation, wo für die römischen Beamten und Offiziere Wagen und Pferde

zum Wechseln bereit standen. Daraus entstand nach und nach eine befestigte Stadt. Dieselbe war eine Moselstadt, keine Rheinstadt. Sie bildete ein von Westen nach Osten gestrecktes Viereck, war von hohen Mauern umschlossen und hatte sechs Thore, nach der dem Feinde zugewandten Seite die Porta prätoria, da wo jetzt die Straße Entenpfuhl läuft, auf der Rückseite die Porta decumana, durch welche das Heer einzuziehen pflegte. Innerhalb der Stadt war ein Forum, dies lag auf dem höchsten Punkte derselben, da wo jetzt die Liebfrauenkirche steht.

Dem Ansturm der germanischen Stämme waren auf die Dauer sämtliche fünfzig Festungen nicht gewachsen, die Rheinlande fielen in die Hände der Franken; fortgesetzt durch die Römer gereizt, kannte ihre Zerstörungswut keine Grenzen: was nicht zur Befestigung für sie selbst tauglich war, fiel, nur so ist es zu erklären, daß Koblenz auch nicht ein Gebäude römischer Herkunft mehr aufweist. Ausgrabungen haben nur öfter Grabmäler, Münzen, schön behauene Werkstücke, Altäre und dergleichen zu Tage gefördert. Die Reste der römischen Moselbrücke, eisenhart gewordene Eichenpfähle, hat man als Hemmnisse der Schiffahrt wiederholt aus dem Wasser entfernt, auch bei Baggerungen im Moselbette im Jahre 1895 so große Massen römischer Münzen gefunden, daß man denken mußte, es habe dort vielleicht das Häuschen des Brückenzöllners gestanden. Daß die Frankenkönige innerhalb des römischen Koblenz sich einen Königshof eingerichtet hatten, daran erinnert nur noch die Straße „am alten Hof", die, im Bereich des römischen Koblenz liegend, über den hochgetürmten Schutt des fränkischen Königshofes hinführt.

---

156. Koblenz als erzbischöfliche Stadt.

Kaiser Heinrich der Heilige brachte auf den erzbischöflichen Stuhl von Trier erst seinen Schwager Adalbero, dann aber, nachdem er mit diesem sich entzweit, den Poppo, dem er fortan seine volle Gunst schenkte: so gab er ihm 1018 den Königshof zu Koblenz und beraubte damit die

Stadt der Rechte einer reichsunmittelbaren Stadt, wie z. B. Köln und Mainz sie immerdar besaßen. Dadurch geschah es, daß Koblenz beinahe 800 Jahre lang in der Entwickelung gehemmt wurde, insbesondere eines selbstbewußten, strebsamen, sich selbst regierenden, freien Bürgertums fortdauernd ermangelte: ging doch alles hier nach den Befehlen des trierischen Amtmanns. Als Erzbischof Heinrich von Vinstingen 1276 die dicht unterwärts der festen Moselbrücke noch jetzt erhaltene Burg baute, regte sich so etwas wie freier Bürgerstolz in den Koblenzern: sie wollten die Zwingburg nicht dulden, verschlossen die Thore, mißhandelten die vom Erzbischof begünstigten Juden, sodaß Heinrich mit Heeresmacht vor die Stadt rückte und 1285 ein Abkommen schloß, daß er selbst die Burg, die Bürger dagegen die Stadtmauern vollenden dürften. In der Folgezeit ist mehrfach an der Burg geändert worden, so hat Kurfürst Johann von der Leyen 1558 die prächtige Renaissance-Wendeltreppe bauen lassen. Die Kurfürsten wohnten oft und gern in Koblenz, 1609 hat der Kurfürst Lothar von Metternich in der Burg mit seinen Amtsbrüdern von Mainz und Köln die katholische Liga gestiftet. Die drei Burgthore sind 1779 abgebrochen worden, die Franzosen haben sodann die Burg eingezogen und 1806 für 14500 Franken verkauft, und zwar an die Herren Diez und Schafhausen, die darin eine Fabrik lackierter Blechwaren betrieben. Im Jahr 1896 hat die Stadt Koblenz von den Erben Schafhausen die Burg für 150000 Mark angekauft, um sie als ein geschichtlich merkwürdiges Gebäude zu erhalten und nebenbei für städtische Zwecke zu benutzen.

Im 30jährigen Krieg baute der franzosenfreundliche Erzbischof Philipp Christoph von Sötern am Fuße und im Schutz des Ehrenbreitsteins als seine Residenz die nicht mehr vorhandene Philippsburg, Franz Georg errichtete ebenda von 1738 bis 1747 das schöne Residenzschloß, aus dem man später leider nichts Würdigeres zu machen mußte, als ein Proviantmagazin! Auf den Parketböden steht jetzt Mehlsack an Mehlsack, so dicht, daß keiner ausgleiten kann, die üppigen Blumengewinde und Posaunenengel der Stuckdecken schauen

des Abends auf keinen Lichterglanz und keine gestickten Hofkleider mehr herab, sondern höchstens, wenn der Mond durch die hohen Fenster bricht, auf Magazinmäuse, denen Magazinkatzen auflauern.

Endlich hat der letzte Kurfürst, Klemens Wenzeslaus, Prinz von Sachsen, Sohn König August III. von Polen, Koblenz durch die Neustadt erweitert und in deren Mitte, am Ostende der Schloßstraße, mit dem Garten bis an den Rhein reichend, das mächtige Schloß erbaut, das er 1786 bezog, aber schon nach acht Jahren auf immer verlassen mußte. Es ist das jetzige königliche Residenzschloß. So ist gerade noch unter dem letzten Kurfürsten der Schwerpunkt von Koblenz von der Mosel fortgerückt und an den Rhein verlegt worden.

157. Die St. Kastorkirche zu Koblenz.

Die Kastorkirche ist über 1000 Jahre alt, so heißt es, doch ist von dem ursprünglichen Bau, der von den Normannen zerstört wurde, nichts mehr vorhanden, vielmehr stammt die jetzige Kirche aus der Zeit zwischen 1150 und 1200. Es ist eine romanische Kirche mit vier Türmen, die besonders vom Rhein aus sehr malerisch sich ausnimmt. Die kunstvollen Gewölbe rühren aus spätgotischer Zeit her. Die Kirche ist reich an allerlei Kunstschätzen, so sind im Chor die gotischen Grabdenksteine der Trierer Erzbischöfe Kuno von Falkenstein und Werner von Königstein, dem Neffen Kunos, auch ein Gemälde der Kreuzigung auf Goldgrund von dem berühmten altdeutschen Maler Meister Wilhelm aus Köln.

Auch an geschichtlichen Erinnerungen ist die Kirche reich: Ludwig der Fromme weilte oft hier, seine Söhne haben hier die Verhandlungen gepflogen, die im folgenden Jahre, 843, zum Teilungsvertrage von Verdun führten, auch wurde etwas später hier die endgültige Teilung des großen Frankenreiches beschlossen, in einen westlichen Teil, wo man romanisch redete, und in einen östlichen, wo deutsch die Landessprache war. Kaiser Heinrich IV., der unglückliche Mann, wurde hier von seinem schlimmen Sohne Heinrich V. heuchlerisch empfangen und angeblich den Rhein hinaufgeleitet,

unterwegs aber treulos gefangen genommen. In St. Kastor endlich hat Erzbischof Albero 1138, um der Welfenpartei zuvorzukommen, unversehens Konrad III., den ersten Hohenstaufen, zum Kaiser ausgerufen. In St. Kastor hat der heilige Bernhard zum zweiten Kreuzzug gepredigt, in St. Kastor nahm Ludwig der Baier die Huldigung des Kurfürsten Balduin entgegen. Neuerdings, in den letzten zehn Jahren, ist die Kastorkirche einer gründlichen Wiederherstellung unterzogen, insbesondere das Südschiff ganz neu gebaut worden.

158. Die selige Ritza.

In der Kastorkirche ist die selige Ritza begraben, Ludwigs des Frommen fromme Tochter. Sie wohnte im fränkischen Königspalaste zu Koblenz und pflegte zu St. Kastor die Messe zu besuchen. Da aber diese Kirche damals noch auf einer Insel lag, so bedurfte sie eines Fährnachens, und als dieser einmal fehlte und Ritza die heilige Handlung nicht versäumen wollte, so wagte sie in ihrem Glaubensmut, es dem heiligen Apostel Petrus nachzuthun und kühn in die Rheinflut hineinzuschreiten. Und siehe! es ging: sie wandelte trockenes Fußes über die Wasserwogen hinüber zur Kirche. Dies hat sie dann noch öfter geübt. Einmal aber hielt sie dafür, daß für den Fall einer Gefahr doch eine Stütze wünschenswert wäre, und sie entnahm dem Weinberg am Ufer einen Pfahl. Kaum aber hatte sie diesmal den gewohnten Wasserpfad betraten, als sie auch schon untersank. Flehend hob sie die Arme gen Himmel und schleuderte den Pfahl von sich, daß er lustig stromabwärts schwamm. Und ihr wiedergewonnenes Vertrauen blieb nicht unbelohnt, denn trockenes Fußes, wie vordem, kam sie wiederum hinüber zur Kirche. Ritza ist nicht in aller Form heilig gesprochen worden, wird aber zumeist so bezeichnet; wer aber in seiner Ausdrucksweise ganz genau sein will, nennt sie die selige Ritza.

159. Die St. Florinskirche zu Koblenz.

Die Florinskirche steht von den Koblenzer Kirchen der Mosel am nächsten, aber das mittelalterliche Koblenz war so klein, daß auch diese Kirche außerhalb der Stadt lag. Das Stift zu St. Florin ist 949 von der Königin Mathilde, Heinrichs I. Gemahlin, gegründet, doch ist der jetzige Bau nicht mehr der erste. St. Florin ist eine romanische Kirche mit zwei Türmen an der Westfassade, erweitert durch einen gotischen Chor und in spätgotischer Zeit erst eingewölbt. Die Kirche ist genannt nach dem heiligen Florin, den nach Simrocks Scherzwort die Christen aller Konfessionen, ja sogar die Juden verehren. Wer in der Markrechnung groß geworden ist, versteht den Witz vielleicht gar nicht. Die Gebeine Florins sind wahrscheinlich vom deutschen König Heinrich I. nach Koblenz geschenkt worden. Dieser Florin war nach den Nachrichten der Legende im Vintschgau geboren, jedoch war sein Vater ein Britte und seine Mutter eine Jüdin, mit der auf einer Pilgerfahrt nach Rom Florins Vater sich vermählt hatte. Das Ehepaar hatte dann in Tirol sich angesiedelt. Florin selbst war Pfarrer zu Remüs in Rhätien und ist wegen seiner Frömmigkeit heilig gesprochen worden. Wann er gelebt hat, ist unbekannt. Heinrich I. hat bei einer Anwesenheit zu Remüs einen Teil der Gebeine des Heiligen sich dort geben lassen. An der Florinskirche war Pfarrer der berühmte Nikolaus von Cues (s. oben Seite 72). In der französischen Zeit in ein Heumagazin nebst Pferdestall verwandelt, hat die preußische Regierung das Gebäude wieder als Kirche für den evangelischen Gottesdienst herrichten lassen. Die unförmlichen Turmhauben sind ein Werk des 18. Jahrhunderts.

---

160. Die Moselbrücke.

Nachdem in den Stürmen der Völkerwanderung die römische Moselbrücke bei Koblenz zu Grunde gegangen war, hat man viele Jahrhunderte lang mit dem Kahn überfahren müssen, wenn man ans andere Ufer wollte, bis endlich der

große Kurfürst Balduin 1344 die noch jetzt stehende, auf vierzehn Pfeilern ruhende mächtige steinerne Brücke hat erbauen lassen. In Verbindung mit dieser Brücke haben sich viele Jahrhunderte hindurch einige merkwürdige Gebräuche erhalten. Am Abend vor dem ersten Mai, am Walpurgisabend also, „wenn die Hechsen uf Besen durch die Luft reiten thun“ gingen die beiden Burgemeister von Koblenz auf der Moselbrücke auf und ab, frisch gepflückte Maisträuße in der Hand, und beschenkten alle Frauen und Jungfrauen, die ihnen begegneten, mit Maiblumen, Maikräutern und Thymian aus dem Koblenzer Walde, und die Ratsdiener mußten immer wieder neue Körbe voll herbeischleppen. Zu Neujahr aber verzehrten die Koblenzer Ratsherrn auf der Brücke das holländische Käschen und das Kapaunenpaar, welches die Deutschherrn dann spenden mußten, sowie die Kuchen der Klosterfrauen von Oberwerth, annebst einem Viertelhundert gesottener Eier, welche die Mönche von der Karthause als Zins an die Stadt zu entrichten hatten. Während des Essens erlaubten Ratsherrn und Schöffen sich den Scherz, einander mit Schneeballen zu werfen, vorausgesetzt, daß Schnee lag, was zu Neujahr hierorts nicht immer der Fall ist. Am Predigerkirchweihfest endlich tanzte das Jungvolk von Koblenz bis zur Dämmerung auf der Brücke, die Brunnenmeister achteten, daß keine Ungebühr vorkäme, wer aber doch welche übte, den schickten sie in den Ochsenturm. So war an der Mosel und der Moselbrücke im Mittelalter der eigentliche Schwerpunkt des öffentlichen Lebens zu Koblenz.

---

161. Adelshöfe in Koblenz.

Seitdem die Trierer Kurfürsten je länger je mehr in Koblenz residierten anstatt in dem etwas abgelegenen Trier, zog sich natürlich auch der kurtrierische Hofadel mehr und mehr nach Koblenz. Alle die reichen Geschlechter, aus denen die Kurfürsten meist ihre Beamten wählten, hatten zu Koblenz ihre Höfe, deren viele noch heute vorhanden sind. So der Metternicher Hof, den der Kurfürst Lothar von Metternich für seine damals ins Erzstift berufene

Familie baute, das Geburtshaus des berühmten Fürsten Metternich. Dies Haus hati 1816 König Friedrich Wilhelm III. der Familie Mettern ch als ihr altes Stammhaus geschenkt, um dem von ihm hochverehrten Fürsten eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. Doch schon nach drei Jahren hat Fürst Metternich, dem offenbar diese Art Familiensinn abging, das umfangreiche Gebäude dem preußischen Staate der es ihm eben erst geschenkt hatt, wieder verkauft; es diente nun verschiedenen öffentlichen Zwecken und wurde schließlich zerteilt und veräußert. — Der von der Leyische Hof ist jetzt Generalkommando, in der französischen Zeit war er Präfektur und Absteigequartier Napoleons. — Der Saffiger Hof, den Herren von der Leyen-Saffig gehörend, ist Militärkasino, das Eltz-Rübenacher Haus und der Bürresheimer Hof sind Privateigentum, der Bassenheimer Hof an der Moselbrücke dient städtischen Einrichtungen, der Hohenfelder Hof ist Polizeidirektion, der Eltzer Hof ist vor Kurzem von dem Grafen zu Eltz zur Anlage einer Straße verkauft und niedergelegt worden, ein anderes Haus derer von Eltz ist Gouvernement. Das prächtige Haus der Boos von Waldeck war Gerichtsgebäude, ist aber kürzlich einem Neubau zum Opfer gefallen.

---

162. Altertümliche Häuser in Koblenz.

Außer Kirchen, Burgen und Adelshöfen hat Koblenz noch mancherlei merkwürdige Bauten aus früheren Jahrhunderten aufzuweisen. Das alte Rathaus, jetzt Realgymnasium, mit seinen Erkertürmen an der Moselseite, seinem großen Frontturme, seinen Sälen, steinernen Treppen und Gewölben mutet uns recht wie eine Burg aus der echten Ritterzeit an. Die untern Gewölbe dienten als Kaufhaus. Fest angelehnt an dies Gebäude steht das unter Erzbischof Richard von Greifenklau 1530 erbaute Schöffenhaus, wo sonst das Schöffengericht getagt hat. Neuerdings hat Geheimerat Wegeler es der Stadt abgekauft und zum Heim des Altertumsvereines herrichten

lassen; in dieser seiner stilgerechten Erneuerung ist es ein wahrhaftes Schmuckkästchen geworden. Nichts kann traulicher und heimlicher sein, als in dem auf die Mosel gehenden prächtigen, spätgotischen Erker zu sitzen, wo in Stein das Wappen der Greifenklau prangt und das des Koblenzer Schöffenstuhles, eine Rose mit einem Kreuz inmitten, nichts herrlicher, als von da aus der herrlichen Schau auf Moselmündung und Rhein zu genießen. — Dicht an der Moselmündung, am deutschen Eck, erhebt sich das ehemalige Deutschordenshaus, lange als Proviantmagazin benutzt, jetzt aber stilvoll erneuert und zum Provinzialarchiv umgestaltet. Das Jesuitenkloster war lange Zeit Gymnasium, seit 1895 ist es Rathaus; doch gehört das reichverzierte säulengetragene Steinportal des östlichen Teiles, in den schönen Formen der deutschen Renaissance gehalten, noch jetzt zum Gymnasium, ebenso die schönen freistehenden Giebel im selben Stil. — Auch die vier Türme, vier Renaissanceerker aus dem Jahre 1592 an der Kreuzungsstelle der Löhrstraße mit einer andern Straße, ziehen das Auge des Kunstfreundes auf sich, wohingegen das vom letzten Kurfürsten erbaute Theater am Klemensplatz den Fremden hauptsächlich durch seine merkwürdige Inschrift fesselt: Musis, moribus et publicae laetitiae (den Musen, den Sitten, der öffentlichen Freude), was einmal ein Leutnant übersetzt haben soll: Nachdem die Musen gestorben waren, freute sich das Publikum.

Das älteste Wohnhaus aber in Koblenz ist die Küsterwohnung neben der Florinskirche: sie ist noch im romanischen Stile gehalten, mit romanischen Säulchen mitten im Hauptgemach und mit Decken, die durch romanische Kreuzgewölbe geschlossen sind, sogar mit einem romanischen Kamin und Rauchfang. Es ist höchst selten, daß in deutschen Städten aus so frühen Jahrhunderten gut erhaltene und noch bewohnte Häuser sich vorfinden.

163. Koblenz als französische Stadt.

Der 15. Juni 1791 war für Koblenz ein Schicksalstag, da fuhr Graf Artois, der zweite Bruder des französischen Königs, der spätere König Karl X., Neffe des Kurfürsten Klemens Wenzeslaus, bei seinem Oheim vor, ihn um ein Asyl zu bitten. Einen Monat später kam auch der ältere Bruder, der Graf von Provence, Monsieur mit Titel. In Koblenz gab es zunächst goldene Tage, es kamen über 3000 Franzosen an, die flott waren und viel Geld mitbrachten. Das dauerte ein Jahr lang, da rückten die Preußen an: am 13. Juli 1792 reisten die Franzosen ab, am 25. zog die ritterliche Gestalt König Friedrich Wilhelm II. ein. Der Feldzug von 1792 mißlang, die Verbündeten zogen sich wieder zurück, und die Revolutionsheere wälzten sich zum Rhein. Der Kurfürst floh, kam wieder und floh zum zweitenmale. Am 5. Oktober 1794 sah er von der Montabaurer Höhe zum letzten Mal in seinem Leben auf das von ihm erbaute glänzende Schloß zurück. Er ist in der Verbannung im Jahre 1812 gestorben, ohne die Befreiung des Erzstiftes von französischer Herrschaft erlebt zu haben. Koblenz selbst ward am 23. Oktober 1794 ohne Kampf den Franzosen übergeben: das Schloß wurde ausgeraubt, seine Räume dienten als Lazareth, aber es sah so unwohnlich darin aus, daß „die am Typhus leidenden Kranken durch die zerbrochenen Fensterscheiben stets die heilsamste Winterluft genossen und die Genesenden an den ein- und ausfliegenden Sperlingen sich erfreuten.“

Was man von dem Zeitalter der Menschenliebe, Freiheit und Brüderlichkeit zu erwarten hatte, zeigten die Franzosen gleich beim Einzuge, indem der General Marceau sofort fünf Stiftsherrn von St. Kastor acht Tage lang einsperrte, daß sie die berühmten Evangelienhandschrift hergeben sollten, die Ludwig der Fromme St. Kastor geschenkt hatte. Das Buch war aber über den Rhein geflüchtet und wird heute noch in der hl. Kreuzkirche zu Ehrenbreitstein aufbewahrt. Es kam ein Zeitalter der Beschlagnahme aller öffentlichen Kassen, der Erpressungen und Zwangsmittel, der Einziehung aller ehrwürdigen öffentlichen alten Gebäude,

des Abbruchs von Klöstern und Kirchen. Der Kurstaat Trier war zu Ende, und mit ihm sanken alle alten Rechte, Freiheiten, Zölle, Zinsabgaben, Zehnten rc. Die wohlhabendsten Familien sahen sich mit einem Schlage verarmt, Koblenz aber ward Sitz eines Präfekten, Hauptort des Rhein- und Mosel-Departements. Der Ehrenbreitstein ward 1799 übergeben. Im September 1804 weilte Napoleon, damals noch nicht Kaiser, mit seiner Gemahlin Josephine drei Tage in Koblenz. Schon der duldsame Klemens Wenzeslaus, der selber einem altprotestantischen Hause entstammte, ja dessen Vater sogar noch als Protestant geboren war, hatte den Evangelischen erlaubt, sich in Koblenz niederzulassen, Napoleon aber gestattete 1805, daß sie sich in aller Form zu einer Gemeinde zusammenthaten. Die Franzosenzeit dauerte bis zum Ablauf des Jahres 1813, denn am 1. Januar 1814 kamen Kosaken und Preußen über den Rhein gefahren und zogen in Koblenz ein.

---

164. Der Korporal Spohn.

In der sogenannten Dreikaiserschlacht bei Austerlitz, am 2. Dezember 1805, hatte sich Kaiser Napoleon zu weit vorgewagt und war plötzlich von Kosaken beinahe umgeben. Er macht Kehrt und gibt seinem Schimmel die Sporen. Immer noch von den feindlichen Reitern verfolgt, kommt er in ein Gehölz, das ihn zunächst den Blicken der Verfolger entzieht. Das sah der Korporal Spohn, der dort stand. Herr Kaiser, ruft Spohn ihm zu, mir den Gaul und mir den dreieckigen Hut, ich will Eure Rolle spielen! Der Kaiser, rasch entschlossen, springt ab und geht zu Fuß langsam bei Seite. Wie aber die Kosaken jenseits des Gehölzes den Schimmel wieder auftauchen sehen und den Reiter mit dem dreieckigen Hut, da jauchzen sie laut auf, und es währt nicht lange, so haben sie ihn erreicht und fallen dem Pferd in die Zügel. Wie sie aber merken, daß sie betrogen sind, haben sie den Spohn zusammengehauen, daß er blutend zur Erde sank und am 13. Januar 1806 seinen Wunden erlegen ist.

Dieser Franz Spohn war ein Zimmermann aus Koblenz, damals 29 Jahre alt und ein altgedienter Soldat, der als Remplaçant, d. h. Stellvertreter beim 36. französischen Linienregimente stand. Die eben erzählte Geschichte beruht auf Volksüberlieferung und wird wohl im Wesentlichen ihre Richtigkeit haben. Simrock, der in seinen Rheinsagen dieses Beispiel von heldenmütiger Aufopferung mitteilt, schließt sein Gedicht mit den Worten:

Der große Korporal war Spohn,
War größer als Napoleon.

---

165. Zwei Wahrzeichen von Koblenz.

Als Wahrzeichen dient den Städten meist irgend eine harmlose, an sich unbedeutende Merkwürdigkeit, die das flüchtige Staunen des gewöhnlichen kindlichen Verstandes hervorruft, irgend etwas, was jeder Einheimische kennt und was man jedem Fremden zu zeigen eifrigst bemüht ist. Solcher Wahrzeichen hat Koblenz zwei: das eine ist der Mann am Kaufhaus, dem jetzigen Realgymnasium. An der Außenseite jenes Hauses ist seit alten Zeiten eine Uhr angebracht und über deren Zifferblatt der lebensgroße Kopf eines Landsknechtes. Bei jedem Ticken des langen Uhrperpendikels rollt der Mann die Augen, aber beim Schlag der vollen Stunde streckt er die Zunge heraus. Sollte man es wohl glauben, daß meistens kurz vor Glockenschlag eine ganze Anzahl Fremder, oft mit roten Reisebüchern unter dem Arm, sich auf dem freien Platze vor der Uhr ansammeln und mit Spannung aufwärts blicken, ob die rote Zunge bald hervorkommt? Und doch ist dem so. Und hat man sich die Zunge herausstrecken lassen, dann ziehen alle befriedigt ihre Straße. Als vor einigen Jahren das künstliche Werk versagte und längere Zeit weder Augenrollen noch Zungherausstrecken vorgeführt wurde, da ging ein förmlicher Sturm der Entrüstung durch die Bevölkerung von Koblenz, und man ruhte nicht eher, als bis das ehrwürdige Wahrzeichen auf Stadtkosten wieder geflickt war.

Das andere Wahrzeichen ist der Brunnen auf dem Kastorhof. Er ist eigentlich der mächtige, aber plumpe

Unterbau für ein einstmals beabsichtigtes Denkmal Kaiser Napoleons nnd trägt zwei Inschriften, eine stolze und eine höhnische. Erstere lautet:

L'an 1812, memorable par la Campagne contre les Russes, sous le Préfecturat de Jules Doizan

und die daruntersteheude heißt:

vu et approuvé par Nous, Commandant Russe de la ville Coblence, le premier Janvier 1814.

---

166. Koblenz als preußische Stadt.

Am 1. Januar 1814 zogen die Russen und Preußen, die bei Kapellen und Neuendorf den Rhein überschritten hatten, in Koblenz ein; fast ein Jahr lang ward die Stadt einstweilen für die Verbündeten verwaltet, dann wurde sie preußisch. Der König Friedrich Wilhelm III. besuchte Koblenz mehrmals, Friedrich Wilhelm IV. noch öfter; die Stadt wurde Sitz der obersten Provinzialbehörden, und von 1816 bis 1826 entstanden durch General Aster die großartigen Festungswerke: nicht Ehrenbreitstein allein bildet diese Festung, wie der Reisende gewöhnlich denkt, vielmehr bestehen noch vier andere Forts: der Asterstein am rechten Rheinufer, südlich von Ehrenbreitstein, die Festen Kaiser Alexander und Konstantin auf der Karthause, in der Nähe des Bahnhofs, die Feste Kaiser Franz auf dem Petersberg jenseits der Moselmündung. Im Jahre 1850 nahm der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm, mit seiner Familie Wohnung in dem vom Kurfürsten Klemens Wenzeslaus erbauten Schlosse und hat bis an sein Ende eine große Vorliebe für Koblenz bewahrt. Eine noch größere seine Gemahlin: die Kaiserin Augusta hat bis zuletzt alljährlich mehrere Monate hier gewohnt, ihr Andenken halten insbesondere die von ihr geschaffenen Rheinanlagen dauernd fest. Schien die neue Befestigung von Koblenz anfänglich eine Bevorzugung der Stadt, so ward sie nach und nach immer mehr ein Hemmnis für deren aufstrebende Entwicklung. Darum atmeten die

Bürger auf, als am 13. März 1890 die Aufhebung der inneren Festungsmauer und Baufreiheit vor den bisherigen Thoren ausgesprochen wurde. Seitdem breitet sich nach Süden und Westen hin ein rasch wachsendes neuestes Koblenz aus.

In preußischer Zeit sind auch manche Denkmäler entstanden, so in den Rheinanlagen eine Erzbüste von Max von Schenkendorf; auf dem Gödenplatz das eherne Standbild des Generals von Göben; in der Mitte der Rheinanlagen, ihrer Schöpfung, die sitzende Marmorfigur der Kaiserin Augusta, von Bildhauer Möst, mit Reliefen und baulichem Hintergrund von Bruno Schmitz; endlich am deutschen Eck, an der Moselmündung, auf gewaltigem Unterbau, den Bruno Schmitz entworfen hat, das mächtige Reiterbild des Kaisers Wilhelm I., modelliert von Hundrieser, errichtet auf Kosten der Rheinprovinz.

Von hervorragenden Bauten seien nur genannt: das Civilkasino in etwas schwerem Empirestil; das neue Regierungsgebäude, mit Anklängen an den schönen deutschen Renaissancestil des früheren Jesuitenklosters; das neue Gerichtsgebäude mit reichen Verzierungen im Geiste der Spätrenaissance; die Post in etwas wuchtigen französisch-florentinischen Renaissanceformen; der stattliche Backsteinbau des neuen Gymnasiums; das Espenschiedische Haus, eine reiche Sandsteinfassade, mit Reliefs und freistehenden Figuren geschmückt, im untern Teil italienische Renaissance, während der obere Teil mit seinem steilen Dache im Stil des Heidelberger Schlosses gehalten ist. In dem allerneuesten Koblenz vollends wechseln Schweizerhäuser mit Mietskasernen, Rokoko, Renaissance, altdeutschem Burgstil, Zwiebelkuppeln, buntglasiertem Ziegelbau und dergleichen lustig ab. So bietet die Neuzeit in baulicher Hinsicht auch hier, wie überall sonst, das Bild einer Musterkarte, wo je nach dem Geschmack des Bauherrn oder Baumeisters bald dies, bald jenes Zeitalter heraufbeschworen wird.

---

167. Berühmte Koblenzer.

Drei Männer, in Koblenz geboren, sind jeder in seiner Art zu einer ganz besonderen Berühmtheit ge-

langt: der österreichische Kanzler Fürst Metternich, geboren 1773, Johann Joseph Görres, 1776 geboren, und der Physiologe und Anatom Johannes Müller, geboren 1801. Görres war der Sohn eines Holzhändlers, seine Mutter war italienischer Herkunft. Anfangs Schwärmer für die französische Revolution, ward er ernüchtert, als er mit einer Abordnung nach Paris gegangen war, um den Anschluß der Rheinlande an Frankreich zu betreiben. In der Zeit von Deutschlands Schmach half er durch Wort und Schrift die Befreiung des Vaterlandes vorbereiten und gab von 1814 bis 1816 den Rheinischen Merkur heraus, jene Zeitung, die damals so tief und kühn in die Radspeichen der Weltgeschichte hineingriff, daß Napoleon selbst dieses Blatt als die sechste Großmacht bezeichnete, ein Ausdruck, den seitdem die Zeitungspresse bekanntlich gerne und oft für sich in Anspruch nimmt. Görres war Professor der Naturgeschichte an der Koblenzer höheren Schule gewesen, wandte sich aber nunmehr nach Straßburg, um der im Vaterlande ihm drohenden Verhaftung zu entgehen. Da er inzwischen mehr und mehr in kirchliche Bahnen eingelenkt war, ward er 1827 als Professor der Geschichte nach München berufen, wo er die Zeitschrift „Historisch-politische Blätter" begründete. Görres ist 1848 gestorben. Johannes Müller war der Sohn eines Schuhmachers. Man erzählt, daß er als Schusterjunge dem preußischen Schulrat Schultze, der auf einer Dienstreise etwas am Schuhwerk zu flicken hatte, die Schuhe in den Gasthof gebracht habe, wobei diesem der klugblickende Knabe aufgefallen sei. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erfuhr, daß es sein Herzenswunsch sei, eine höhere Schule zu besuchen. Der Schulrat vermittelte das, und Johannes Müller hat lebenslang seinem ersten Gönner tiefe Dankbarkeit bewahrt. Müller ist ein bahnbrechender Forscher geworden, dem die neuere medizinische Wissenschaft ungewöhnlich viel verdankt. Sogar der berühmte Virchow hat erklärt, was er selbst erforscht, sei nur der weitere Ausbau des Gebäudes, das sein Lehrer Johannes Müller errichtet habe.

Von hervorragender Bedeutung als freisinniger, duldsamer Kirchenfürst, als wahrhaft guter Mensch und

trefflicher Herrscher ist der aus Koblenz stammende Mainzer Kurfürst Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, der 1774 gestorben ist, derselbe, der unter anderm den Protestanten Wieland als Professor der Philosophie an die kurmainzische Universität Erfurt berief.

Viele Koblenzer haben in schönen Künsten sich einen Namen erworben, so Friedrich von Gärtner als Baumeister unter König Ludwig I. in München. Wird auch seine Thätigkeit vielfach ungünstig beurteilt, so muß doch die Kunstgeschichte seinen Namen den gefeiertsten beirechnen; er war als Akademiedirektor Nachfolger von Peter Cornelius und ist 1847 gestorben. Als Kirchenbaumeister zeichnete sich v. Lasaulx aus († 1848), als Maler der Schlachtenmaler Simon Meister, Schüler von Horace Vernet, später auch als solcher sein Sohn Ernst Meister, der noch in Köln lebt. Simon Meister ist 1844 gestorben, von ihm ist unter anderm das lebensgroße Reiterbild Friedrich Wilhelm III. im Kölner Museum. Ferner ist zu nennen die Künstlerfamilie Zick, Vater, Sohn, Enkel und Urenkel: Januarius einer der erfindungsreichsten Meister der Rokokozeit, kurfürstlicher Hofmaler, der Urenkel Alexander Zick in Berlin, der Erbe der Phantasiefülle und Gestaltungskraft des Urahnen; Gottlieb Gassen, Schüler des Cornelius, durch Fresken im Münchener Königsschlosse bekannt; der Schlachtenmaler Hünten; der Heiligenmaler Settegast, der Kaiser Otto III. im Römer zu Frankfurt gemalt hat, Lasinsky, der ebenda Rudolf von Habsburg schuf; der Bildnismaler Johann Heinrich Richter; die Landschaftsmaler Georg Saal und neuerdings der jüngere Heinrich Hartung, endlich der im jungen Alter 1891 verstorbene Louis Kehrmann, sie alle dürfen nicht vergessen werden. In der Musik haben sich ausgezeichnet Anschütz, Lindpaintner und Hünten, hier geboren ist 1806 die berühmte Sängerin Henriette Sontag und die Schauspielerin und dramatische Dichterin Johanna von Weißenthurn (geb. 1773). In der Dichtkunst aber würde als erster Stern am Koblenzer Himmel glänzen Klemens Brentano, wenn er nicht in Ehrenbreitstein geboren wäre, also nicht in der Moselstadt

selbst. Freilich hat er seine Schuljahre im Haus seiner Tante in Koblenz verbracht, so daß wir ihn doch wohl hier wenigstens nennen dürfen. Als Schiller jene spitzigen Zweizeilen dem Vater Rhein in den Mund legte:

Schon so lange umarm ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt,

womit er sagen wollte, die Gegend von Koblenz hätte keine berühmten Männer hervorgebracht, waren demnach mehrere bereits geboren, freilich noch unberühmt. Schenkendorf, der Freiheitsliederdichter, war hier als Regierungsrat thätig, ist an seinem 33. Geburtstag, am 11. Dezember 1817, hier gestorben und liegt auf dem Koblenzer Kirchhof begraben. Göthes Beziehungen zu Koblenz sollen gleich noch näher dargelegt werden.

Zum Schluß seien noch vier Lokalgeschichtsschreiber erwähnt: Christian von Stramberg († 1868), der den Rheinischen Antiquarius schrieb, jenes wunderliche, aber unentbehrliche und unerschöpfliche große rheinische Geschichtswerk in 39 dicken Bänden, der Arzt Geheimrat Julius Wegeler († 1883), der die Koblenzer Mundart beschrieben und die berühmten Männer von Koblenz gefeiert hat, endlich die beiden Gymnasialdirektoren Klein († 1831), dessen verdienstvollem Werke „Die Mosel von Koblenz bis Zell" das vorliegende Büchlein viel verdankt,*) und Dominicus, († 1881), der besonders die Zeit von Klemens Wenzeslaus dargestellt hat.

---

168. Göthe in Koblenz.

Dreimal ist Göthe in Koblenz gewesen: 1772, 1774 und 1792. Das erstemal hatte er sich gewaltsam von Wetzlar und seiner Leidenschaft für Lotte losgerissen, war zu Fuß die Lahn hinabgewandert und im gastlichen Hause des kurfürstlichen Rates von la Roche in Thal Ehrenbreitstein eingekehrt, dem jetzigen Gasthaus zum Kurfürsten. Er war eigentlich als Besuch der Hausfrau gekommen, der einstigen Braut Wielands und damals gefeierten Romanschriftstellerin.

*) Die Fortsetzung: „Die Mosel von Zell bis Konz" hat von Stramberg ebenso verdienstlich bearbeitet.

Die Töchter gefielen ihm sehr wohl, besonders die ältere, Maximiliane, die spätere Frau Brentano und Mutter des Dichters Klemens Brentano. In Werthers Leiden ist die Figur der Lotte eine Zusammensetzung aus der wirklichen Lotte und aus Maximiliane. „Es ist eine sehr angenehme Empfindung," sagte Göthe später selbst in Wahrheit und Dichtung von jenem Verhältnis, „wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter." Er durchstrich die Gegend, bestieg den Ehrenbreitstein und die Karthause, wo noch heute die „Göthebank" an diesen Besuch erinnert, sah sich den Platz an, wo das neue Schloß erbaut werden sollte, ließ sich die Baurisse desselben zeigen und fuhr schließlich mit Merck und dessen Familie auf einer Jacht langsam genug den Rhein hinauf bis Mainz, an der Landschaft sich erquickend und die alten Burgen zeichnend.

Im Juli des Jahres 1774 reiste Göthe wiederum die Lahn hinab, diesmal in Gesellschaft von Lavater und Basedow. Von Ems aus fuhren sie zu Kahn nach Koblenz. Beim Anblick von Lahnstein schrieb er das Lied nieder: Hoch auf dem alten Turme steht des Helden edler Geist. In Koblenz kehrten sie im Gasthaus zu den drei Reichskronen ein. Beim Mittagstisch saß er zwischen seinen beiden Reisegefährten; Lavater, der Theologe, belehrte einen Geistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, während Basedow sich bemühte, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter, für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sei. Sie wanderten alsdann zu Fuße fürbaß von Ehrenbreitstein nach Neuwied; Göthe aber hat das Begebnis in drollige Knittelreime gebracht, die in seine Gedichte unter der Ueberschrift „Diner in Koblenz" aufgenommen sind und mit den oft angeführten Worten schließen:

„Und wie nach Emaus weiter gings
Mit Sturm- und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten."

Das dritte Mal endlich war bei Gelegenheit der Moselfahrt von 1792, die wir bereits kennen gelernt haben (vgl. Seite 103). Mit dem Herzog von Weimar bezog er ein schönes Quartier im Gasthof zur Post auf dem Entenpfuhl. Der Stadtrat spendete dem Fürsten und seiner Gesellschaft trefflichen Moselwein. In Koblenz sah es unbehaglich und kriegerisch aus, die österreichische und preußische Armee war auf dem Rückzug und sperrte von früh bis spät die fliegende Brücke, die damals noch die einzige Verbindung mit dem rechten Rheinufer darstellte; der Geheimrat von la Roche war tot, und die Witwe lebte zu Offenbach in dürftigen Umständen, der Kurfürst war nach Regensburg geflohen. „Ich schlich zu schöner heiterer Mittagsstunde", so erzählt Göthe, „an sein Schloß hin, das auf dem linken Rheinufer etwas oberhalb der Stadt wunderschön, seitdem ich diese Gegend nicht betreten, aus der Erde gewachsen war. Es stand einsam und als die allerneueste, wenn auch nicht architektonische, doch politische Ruine da, und ich hatte nicht den Mut, mir von dem umherwandelnden Schloßvogt den Eingang zu gewinnen. Wie schön war die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und gartenreich der Raum zwischen Schloß und Stadt, die Aussicht den Rhein stromauf ruhig und besänftigend, gegen Stadt und Festung aber prächtig und aufregend." Den Dichter aber packte die Sehnsucht, mit dem Strome abwärts zu ziehen, dem Kriegstrubel aus dem Wege, zu seinem Freunde Jacobi nach Düsseldorf: rasch entschlossen mietete er sich einen Nachen und fuhr in nebeligen Novembertagen rheinabwärts.

Quellennachweis.

Arendt, Das monumentale Trier von der Römerzeit bis auf unsere Tage. Luxemburg, Heintze, 1892.

Augustinus, Confessiones.

Ausm Weerth, Das Siegeskreuz des Kaisers Constantinus IX. und Romanus II. und der Hirtenstab des Petrus. Bonn, Marcus, 1866.

Ausonius, Mosella.

Bärsch, Der Moselstrom von Metz bis Koblenz. Trier, Troschel, 1841.

Basilika, die in Trier, deren Geschichte und Einrichtung zur evangelischen Kirche. Trier, Lintz, 1857.

Baumgarten, Mittelrhein, Mosel ꝛc. Koblenz, Groos, 4. Aufl. 1888.

Beck, Lebensbilder aus dem preußischen Rheinlande. Neuwied, 1831.

Becker, Das königliche Schloß zu Koblenz. Koblenz, Groos, 1886.

Blumberger, Moselwein und Mosellied. Köln, Heyn, 1886.

Caesar, bellum gallicum.

Conrad, Trierische Geschichte bis zum Jahre 1784. Hadamar, neue Gelehrtenbuchhandlung, 1821.

v. Damitz, Die Mosel von Koblenz aufwärts bis Trier. Köln, Schumacher, 1838.

Dominicus, Koblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier, Klemens Wenzeslaus. Koblenz, Hölscher, 1869.

Dronke, Führer an der Mosel. Trier, Lintz, 1896.

Floris (Fr. Toll), Sagen und Lieder vom Rhein und von der Mosel. Koblenz, Hölscher, 1843.

Fortunatus, de navigio suo.

Gemälde, allseitiges der Eifel. Von einem katholischen Geistlichen. Prüm, Plaum, 1844.

Gesta Trevirorum, herausg. von Wyttenbach und Müller, 3 Bände. Trier, 1836.

Göthe, Werke, Bd. 22. Berlin, Spemann.

v. d. Hagen, Der ungenähte graue Rock Christi, altdeutsches Gedicht, aus der einzigen Handschrift herausg. Berlin, Schultze, 1844.

Hessel, Sagen und Geschichten des Nahethals. Kreuznach, Harrach, 1894.

Hessel, Die ältesten Mosellieder. Die Mosella des Ausonius und die Moselgedichte des Fortunatus. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift. Bonn, Weber, 1894.

Heuser, Deutsche Renaissance. Eine Sammlung von Originalaufnahmen. Koblenz und das Moselthal. Leipzig, Seemann, 1882.

Heydinger, Die Eifel. Geschichte, Sage, Landschaft und Volksleben. Koblenz, Hölscher, 1853.

Hocker, Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden, aus dem Munde deutscher Dichter. Trier, Troschel, 1852.

Hofmann, Trorbachische Ehrensäul. Stuttgart, Nößlin, 1669.

Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande. Bd. 64, 84. Bonn, Marcus, 1878 und 1887.

Kaufmann, Die Legende vom heiligen ungenähten Rock. Berlin, Walther, 1892.
Klein, Ueber die altrömischen Confluentes und ihre nächste Umgebung. Koblenz, Heriot, 1825.
Klein, Das Moselthal zwischen Koblenz und Zell. Koblenz, Heriot, 1831.
Koch, Der Weinbau an der Mosel und Saar. Trier, Lintz, 1881.
Kohl, Skizzen a. Natur- und Völkerleben, 2. Bd. Dresden, Kuntze 1851.
Kraus, Martin von Kochem (in der allgemeinen deutschen Biographie).
Laven, König Orendel von Trier oder der graue Rock, übersetzt. Trier, Lintz, 1845.
Laven, Trier und seine Umgebungen in Sagen und Liedern. Trier, Lintz, 1851.
Lehmann, Die Grafschaft und die Grafen von Sponheim. Kreuznach, Voigtländer, 1869.
Menk, Des Moselthals Sagen, Legenden und Geschichten. Koblenz, Hölscher, 1840.
Meurer, Die Mosel- und Saarweine in ihren gesundheitfördernden Eigenschaften. Trier, Lintz, 1866.
Mosel, die von Metz bis Koblenz. Koblenz, Hölscher, 1841.
Rauchhaupt, Aktenmäßige Geschichte des J. Bückler, genannt Schinderhannes. Kreuznach, Harrach, 1892.
Richter, St. Kastor zu Koblenz. Koblenz, Hergt, 1854.
Roth, Geschichte der Herrn und Grafen zu Eltz, 2 Bde. Mainz, Wallau, 1889.
Rutsch, Die Mosel und ihre Seitenthäler. Trier, Lintz, ohne Jahr.
Schiffels, Erzählungen aus der Geschichte des trierischen Landes und Volkes. Trier, Stephanus, 1895.
Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes. Trier, Lintz, 1856.
Simrock, Rheinsagen, aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter, 10. Aufl. herausg. von Hessel. Bonn, Weber, 1891.
Simrock, Das malerische und romantische Rheinland. Bonn, Cohen und Sohn, 4. Aufl., 1865.
Spitz, Das malerische und romantische Moselthal in Geschichten, Sagen und Legenden. Ehrenbreitstein, Spitz, 1849.
Stammel, Trierische Kronik. Trier, Schröll, 1797.
Stephanus, Mosel- und Saarführer. Trier, Stephanus, 1896.
Storck, Darstellungen aus dem preußischen Rhein- und Mosellande, 2 Bde. Essen, Bädeker, 1818.
v. Stramberg, Das Moselthal zwischen Zell und Konz. Koblenz, Hölscher, 1837.
(v. Stramberg), Denkwürdiger und nützlicher Antiquarius. Mittelrhein, 1. Abteilung, Band 1 bis 4, Koblenz. Koblenz, Hölscher, 1853 -56.
Suetonius, C. Caligula.
Tacitus, Historiarum liber IV.
Wegeler, Koblenz in seiner Mundart und seinen hervorragenden Persönlichkeiten. Koblenz, Hergt, 1876.
Willems, Der heilige Rock zu Trier, herausg. im Auftrag des hochw. Herrn Bischofs von Trier. Trier, Paulinusdruckerei, 1891.
Winninger, Pfarrarchiv.

Nachwort statt der Vorrede.

Das vorliegende Büchlein schließt sich nach Anlage und Ausführung eng an die vor zwei Jahren von mir herausgegebenen Nahesagen. Der Gedanke, diesen zunächst die Rheinsagen folgen zu lassen, wurde vorläufig noch zur Seite gestellt gegenüber dem Wunsch des Mosel- und Saarvereins, seinen Mitgliedern möglichst bald eine Veröffentlichung zu bieten, welche die Freude der Einheimischen an ihrem schönen Moselstrom erhöhen könnte und das Interesse der Fremden daran soweit anregen, daß die Lust in ihnen geweckt würde, selbst zu kommen und zu schauen.

Der angefügte Quellennachweis mag den Reichtum besonders der ältern Mosellitteratur zeigen, aber auch darthun, daß der Herausgeber überall selbst bis zu den Quellen gedrungen ist. Vermißt man hier und da eine „Moselsage", so fehlt sie absichtlich; besonders haben v. Damitz und Menk allerlei Dinge teils ganz erfunden, teils romantisch aufgestutzt, teils willkürlich an die Mosel verlegt. Manches konnte ich unmittelbar aus mündlichen und schriftlichen Mitteilungen ganz neu darbieten: namentlich bin ich in dieser Hinsicht verpflichtet den Herren Landrat König zu Zell, Obersteuerinspektor Künkeler zu Kochem, Pfarrer Müller und Pfarrer Theveny zu Winningen, Archivrat Dr. Becker, Geheimrat Fischel, Justizrat Richter, Ferdinand Sehmer zu Koblenz.

Das Büchlein wünscht natürlich auch außerhalb des Moselvereins Freunde zu finden, z. B. würde seine Einverleibung in Schulbibliotheken sicherlich von Schülern aller Art freudig begrüßt werden. Denn die Geschichten aus dem Moselthal gewähren viele merkwürdige Einblicke in eins der alterältesten Kulturgebiete unseres Vaterlandes, die Moselsagen aber bergen vielfach einen poetischen Zauber, haben einen Zug einfacher, ungesuchter Frömmigkeit, daß sie jedem sinnigen Gemüte in der That überraschend viel bieten. Hoffentlich wird man mir Dank wissen, daß gerade die Sagen, die ja in ihrer Urgestalt fast überall sehr kurz sind, auch kurz und ohne Umschweife und Brimborium erzählt sind.

Koblenz, im September 1896.

Dr. Karl Hessel.

Vögl